

Mongolei



5.8.-21.8.2005

**Sechstes postsowjetisches Reisetagebuch
von Helmut Küstenmacher**

Vorwort

Die vorangegangenen fünf Reisen in die ehemalige Sowjetunion, nach Kasachstan und Moskau, nach Sibirien, in die Ukraine, nach St. Petersburg und Karelien und nach Usbekistan verfolgten unter anderem die Spurensuche nach dort lebenden Deutschen, nach evangelischen Gemeinden.

In der Mongolei gab und gibt es keine Siedlungen ehemaliger deutscher Kolonisten und die Frage nach einer deutschen evangelischen Kirchengemeinde in Ulan-Bator wusste niemand zu beantworten. Der Wunsch, diesen wohl weltweit einzigen Nomadenstaat kennen zu lernen, entwickelte sich am Ende unserer letztjährigen Usbekistantour. Dass die Urheber des Wunsches nun doch nicht mitfahren, ist das Schicksal vieler innovativer Ideen.

Erste Impulse bei der Reisevorbereitung verdanke ich Rudi Wagner, dem Leiter einer hiesigen städtischen Behörde. Er betreut seit Jahren eine mongolische Musikgruppe, die sich in Ingolstadt niedergelassen hat.

Sechs Bücher stimmten mich auf die Reise ein.

Galsan Tszhinag, „Im Land der zornigen Winde“, Zürich 2002.

Erika Warmbrunn, „Wo alle Wege enden“, München 2005.

Stanley Stewart, „Auf den Spuren von Dschingis Khan“, München 2000.

Wilhelm von Rubruk, „Beim Großkhan der Mongolen“, Lenningen 2003.

Fred Forkel, Barbara Stelling, „Mongolei“, Bielefeld 2005.

Kurt David, Gerhard Grossmann, „Der Bär mit dem Vogel auf dem Kopf“, München 1981.

Für meine Frau Regine und mich beginnt die Reise mit einem dreiwöchigen Urlaub in Irkutsk/Sibirien, bei den Schwiegereltern unseres Sohnes Juri. Danach werden wir mit der sechzehnköpfigen Gruppe durch die Mongolei streifen.

Ingolstadt, im August 2005,
Helmut Küstenmacher

Die Mongolei

In einundzwanzig Aimaks, das heißt in einundzwanzig Bezirke, ist die Republik Mongolei untergliedert. Jeder Aimak besteht aus mehreren Sums, jeder Sum aus mehreren Bags, den kleinsten Verwaltungseinheiten.

Von den zweieinhalb Millionen Einwohnern leben alleine 900 000 in der Hauptstadt Ulan-Bator. Die Mongolei ist viereinhalb Mal so groß wie Deutschland. Neben den Mongolen sind die Kasachen mit einem Anteil von sieben Prozent die einzige nennenswerte Minderheit.

Gegründet wurde die Mongolei im Jahre 1924, war offiziell ein autonomer Staat, lebte aber de facto in einer totalen Abhängigkeit zur Sowjetunion. Nach den ersten freien Parlamentswahlen im Jahre 1990 leitete die Regierung zaghafte Maßnahmen zur Einführung der Demokratie und Marktwirtschaft ein.

Etliche Mongolen sprechen, wenn auch unger, Russisch. Die jungen Leute lernen Englisch. Weil aber die Schulbücher und die Schulkleidung mittlerweile von den Eltern finanziert werden müssen, besuchen nur noch etwa die Hälfte der Kinder eine staatliche Schule.

Taiga und Steppe, Wald, Gebirge und Wüste sind die vorherrschenden Landschaftsformen. Das Klima ist trocken, mit heißen Sommern und kalten Wintern. Die Niederschlagsmenge liegt zwischen vierhundert und hundert Millimetern pro Quadratmeter und Jahr.

Nomadenviehwirtschaft war Jahrhunderte lang die wirtschaftliche Grundlage des Landes. Handwerker gab es nur in der Nähe der buddhistischen Klöster. Der tibetische Buddhismus ist die Hauptreligion im Lande. Unter den Sowjets wurden die Betriebe der Leichtindustrie aufgebaut. Derzeit versucht man eine eigene Ölindustrie zu entwickeln. Auch der Tourismus steckt noch in den Kinderschuhen.

Die Mongolei zählt zu den ältesten menschlichen Siedlungsgebieten. Das belegen siebenhunderttausend Jahre alte Knochenfunde. Noch vor unserer Zeitrechnung beherrschten die asiatischen Hunnen das Land. Später übernahmen die Turkstämme die Führung. Um 1150 schlossen sich die mongolischen Stämme zusammen und wurden unter Dschingis Khan zur Weltmacht. Seine Nachfolger bauten das Großreich weiter aus. Im vierzehnten Jahrhundert begannen die Aufsplitterung dieser Weltmacht und der allmähliche Zerfall. 1691 bis 1911 schließlich befand sich die Mongolei unter der Herrschaft der Mandschuren.

Unsere Gruppe

Mit sechzehn Personen erreichte unsere Reisemannschaft die ideale und gewünschte Gruppenstärke. Einige Interessenten mussten auf das nächste Jahr vertröstet werden. Wie immer lernten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf mehreren Vortreffen sich und ihr Reiseziel näher kennen.

Zur letzten Vorbereitungsrunde trafen wir uns bei Regine und mir, Helmut, in der Elias-Holl-Straße. Jede oder jeder hatte eine feste oder flüssige Köstlichkeit für ein kaltes Büfett mitgebracht. Die Zungen lösten sich und es wurde ein geselliger, informativer und langer Abend.

Gerlinde, mit achtundvierzig Jahren unsere Jüngste, ist gelernte Bankkauffrau, hängt diesen Job aber an den Nagel und wandte sich einer pflegerischen Aufgabe zu. Nach einer entsprechenden Ausbildung, die auch einen hauswirtschaftlichen Teil umfasste, arbeitet sie heute in einer Familie, aber sie will sich noch einmal verändern.

Ihr Mann Josef, unser längster Mann, hofft auf einen günstigen Platz im Flieger. Seine befürchtete Erwartung aus den Erlebnissen mit früheren Gruppen- „dass da wieder nur lauter Lehrer mitfahren, die bloß gscheid daher reden und immer Recht ham“- bewahrheitete sich nicht. Der raue, aber herzliche Josef arbeitete einst als Elektroingenieur. Einige Jahre verbrachten er und Gerlinde in England, Australien und in Amerika. Josef kann alles und er weiß auf alles eine Antwort. Er setzte sich früh zur Ruhe und lebt jetzt von seinen Ersparnissen, von klug angelegten Papieren und von seiner Tüchtigkeit. Auch in der Ukraine hat er sich, zusammen mit Freunden, ein Haus gebaut. Natürlich spricht er Englisch auch Russisch und ein wenig Ukrainisch und Polnisch.

Nur ein paar Monate älter als Gerlinde ist Margarete, besser Margot, unser lebhaftestes Gruppenmitglied. Sie ist an der Hauptschule für das Fach Handarbeiten zuständig und somit keine typische Lehrerin. Sie wird wohl als Gretel in unsere Geschichte eingehen. Letztes Jahr in Sibirien lernte sie bereits unseren Reisetil kennen. Die mongolischen Menschen und die Landschaft veranlassten sie häufig zu überschwänglichen Begeisterungshymnen: “ Mei, schaug dir des Madl o, di scheena Augn, des is a Wahnsinn!“

Ganz neu ist Günter Kampffmeyer aus Uhingen, der durch Carola auf unsere Fahrt aufmerksam gemacht wurde. Der Doktor der Physik und ehemalige Lehrer singt in mehreren Chören und teilt dieses Hobby mit Carola. Weil er bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten anfang zu trällern, verpasste man ihm den Namen Troubadix. Hervorzuheben ist seine zupackende Hilfsbereitschaft, zum Beispiel beim Ein- und Ausladen unserer gigantischen Gepäckteile. Der Kauf eines mongolischen Bogens versetzte ihn und uns zweimal in Aufregung: Bei der Pfeilsuche vor Ulan-Bator und in der Bahn bei

der Zollkontrolle durch die russische Polizei. Beachtlich sind seine Reiterqualitäten. Seine Betriebsamkeit erregte nicht nur Zustimmung. Die größte Hilfstat von ihm war die Rettung eines verletzten Schafes aus einer Felsenkluft.

Carola ist gelernte Sozialpädagogin. Sie hat zwei erwachsene Kinder und betreut hauptberuflich ein lernbehindertes Kind. Sie singt im Kirchenchor und sie tanzt sehr gerne. Aus Gesundheitsgründen ist sie Vegetarierin. Obwohl sie eine passionierte Reiterin ist, kehrte sie von einem Ihrer Ausflüge mit zwei schmerzhaften Wasserblasen zurück. Sie hat es bedauert, dass wir als Gruppe nie dazu kamen, gemeinsam zu singen. Von der Mongolei war sie restlos hingerissen. Nächstes Jahr möchte sie noch einmal dorthin, vielleicht mit ein paar Freunden und Bekannten und als deren Leiterin.

Horst, der drahtige, schnurrbärtige Ingenieur ist sibirien- und usbekistanerprobt. Eine Woche nach dieser Mongolei-Tour startet er erneut nach Usbekistan. Ausgerechnet in Südamerika fand der begeisterte Tänzer seine Hilde. Gefehlt hat ihm in der Mongolei die usbekische Tanzsession bei der er sich austanzen konnte. Horst ist an allem interessiert: Natur, Kultur, Highlife. Immer eine Landkarte oder ein Sach/Fachbuch zur Hand stellte er unserer mongolischen Fremdenführerin Aibora manch knifflige Frage. Seine Bewunderung und Begeisterung für die Mongolei lässt darauf schließen, dass auch er nicht das letzte Mal hier war. Schon im Vorruhestand, sammelt er nicht nur alte Teller. Zur allgemeinen Überraschung beschenkte er Aibora mit einer alten tibetischen Schnupftabakdose. Unsere fröhliche mongolische Reiseführerin erfreute ihn am letzten Abend im Camp mit einem stürmischen Küsschen in Ehren. Horst küsste sofort zurück. Dass er ein erfahrener Bergsteiger ist, der gar schon einen Achttausender bezwungen hat, erfuhren wir so zwischen den Zeilen.

Hildegard kommt unverkennbar aus Baden und war mit ihrem Horst schon in Usbekistan und in Sibirien dabei. Ihren erlernten Beruf kenne ich nicht. Ich weiß nur, dass die Liebe zu Horst sie nach Ingolstadt trieb. Hier fand sie gute Arbeit an der Universität als Leiterin der Personalverwaltung und wohl auch als wichtige Kontaktperson für die Studentinnen und Studenten. Man kann sich vorstellen, dass sie bei der Arbeit zupackt und nichts anbrennen lässt. Ihr Ausgleichstalent wussten alle zu schätzen. Schnell bildete sie, gemeinsam mit Horst und den beiden „Neuen“, Christel und Sepp, ein unkompliziertes Vierer-Team.

Reinhold, der kernige Allgemeinmediziner, nahm die Reise unter anderem auch als persönlichen Gesundheitstest, den er mit Bravour bestand. Er war unser Doc vom Dienst, der humorvolle Kritik an seinen therapeutischen Fähigkeiten mit einem Lachen oder einer gekonnten Gegenparade zurückgeben konnte. In die mongolische Geschichte wird er als Pionier zur Verbreitung der bayerischen Schnupftabakmethode und Sofortbildfotograf eingehen. Der passionierte

Witzeerzähler liebt Bier, Wodka und Wein zu allen Tages- und Nachtzeiten. Wenn es ihm in Ingolstadt zu eng wird, zieht er sich in seine Zillertaler Hütte zurück, fährt zum Angeln auf die Lofoten oder mit uns in die Mongolei.

Christine wurde zur Vermeidung von Verwechslungen von uns zur Christel gemacht. Sie ist eine Frau, die sich am Leben freut und die die Menschen so nimmt wie sie sind. Sie fiel am wenigsten auf, war freundlich und zieht sich gerne einmal zurück. Bis vor drei Jahren arbeitete sie bei Schubert und Salzer als Bilanzbuchhalterin. Dann beendigte sie, ihrem Mann zu Liebe, ihr Berufsleben, weil Sepp in den Ruhestand gegangen war. „Der hätte doch sonst nicht gewusst, was er machen soll“, sagte sie einmal.

Sepp ist wie seine Frau Christel zum ersten Mal auf einer unserer Reisen dabei. Aber von Anfang an hatte man bei ihm das Gefühl, dass er schon immer dazugehörte. Eigentlich ist er der zweite Josef der Gruppe, der aber, um Verwechslungen zu vermeiden sofort bereit war zum Sepp umgetauft zu werden, obwohl er ein eingefleischter Mittelfranke ist. Er lacht sehr gerne und laut. Der Spruch vom Essen und Trinken, die Leib und Seele zusammenhalten, trifft bei ihm die Mitte.

Christa, die gelernte Kauffrau ist mit Klaus, dem gelernten, pensionierten Schiffsingenieur, den sie jahrelang rund um die Welt begleitete, verheiratet. Die Mutter zweier Töchter absolvierte zahlreiche Ausbildungen und Schulungen als Heilpraktikerin und Therapeutin im manuellen und psychotherapeutischen Bereich. Sehr liebevoll behandelte sie Regines Kopf, Melittas Hand, zwei junge Campmitarbeiter und sicher noch andere, von denen ich nichts erfuhr. Eine ihrer Töchter hat die Laufbahn der Mutter eingeschlagen, die andere hat sich als Hauswirtschafterin selbstständig gemacht. Christa braucht Ruhe und konnte Günters Hektik nur schwer ertragen. Aber sie hat dann auch den Mut das zu sagen.

Klaus ist ein echter Franke, dem man das auch anhört. Er ist gerne unterwegs und erzählte begeistert von den zwanzig Berufsjahren auf dem Schiff. In dieser Zeit lernte er alle Kontinente und alle Weltmeere kennen. Er ist ein Mann, der sich gesund fühlt und der es wohl auch ist. Wenn ich ihn auf einen besonders schönen Enzian oder ein besonders malerisches Fotomotiv aufmerksam machte, erklärte er immer: „Ja, wunderbar!“ Aus meiner Zeit als Gemeindepfarrer kenne ich ihn als treuen Kirchenbesucher, da arbeitete er bei der Esso-Raffinerie. Das Erlebnis mit dem brennenden Ger steckte er gelassen weg.

Barbara die freischaffende Dekorateurin arbeitete bis vor kurzem hauptsächlich in München. Auch sie war schon mehrfach mit uns unterwegs und will nächstes Jahr unbedingt mit nach Georgien kommen. Sie ist verwitwet und lebt in

Altmannstein, wo ihr Mann als Lehrer tätig war. Sie liebt die Natur, vor allem die Pflanzen und konnte sich an Edelweiß und Enzian gar nicht satt sehen. Sie ist sehr rücksichtsvoll und hält sich lieber zurück. Trotz ihrer schweren Operation wagte sie die Reise. Noch mehr als die Natur liebt sie die Kinder. Ihr Koffer muss wohl halb voll gewesen sein mit Farbstiften, Papier, Luftballons, Bonbons usw. Aber er wurde auch wieder gefüllt. An jedem Souvenirstand fand Barbara ein Erinnerungsstück oder ein Mitbringsel. Ihr Haus dürfte schon ein kleines Museum sein.

Melitta war zumindest am Anfang der Reise unser Pechvogel. Sie stürzte auf der Straße, verstauchte sich dabei die Hand (wie sich erst nach der Reise herausstellte war es sogar ein Bruch des Mittelhandknochens) und verletzte sich die Lippe. Ihr Fotoapparat ging kaputt. Von ihrem eigentlichen Beruf erfuhr ich nichts, nur, dass sie später noch einmal umsattelte und als Krankenpflegerin wirkte. Bei ihr wurde deutlich, dass vor allem bei Gesprächen in der Gruppe, Schwerhörigkeit ein Handicap sein kann. Aber sie wusste diese Einschränkung auch mit Humor zu nehmen: „Wenn es im Ger zu laut wird, dann leg ich mich auf das gute Ohr und schlafe ein.“ Weil sie nicht alle Exkursionen mitmachen konnte, las sie viel. Die ausgelesenen Bücher verschenkte sie an Aibora.

... in die Mongolei

Freitag, 5. August 2005

Um viertel nach sieben donnert ein Flugzeug über unserem Schlafzimmer und wir denken, dass die Maschine aus Moskau gelandet ist. Yuri bringt uns zum Flughafen. Aber was wir da hörten, war der Flieger aus Wladiwostok. Die Moskauer Maschine hat Verspätung. Alle restlichen vierzehn Teilnehmer unserer Reisegruppe sind vollzählig und trotz der langen Reise gut gelaunt an Bord. In Moskau hatten sie denselben Umsteigestress wie wir, wurden aber dank unserer Vorarbeit von einem Mitarbeiter von Siberian Airlines durch den Flughafen gelotst und ihretwegen wartete das Flugzeug nach Irkutsk.

Wie schon so oft heißt unser heutiger Busfahrer Wolodja. Ein kräftiger Russe mit viel Gold im Mund. Sicher chauffiert er seinen Asia-Bus, made in Korea, durch den dichten Wochenendverkehr von Irkutsk. Während der Fahrt fängt Wolodja mit einer Hand die Fliegen, die ihn umschwirren. Im Militärwohnheim-Hotel werden wir sehr aufmerksam empfangen und im neuen Speisesaal wartet schon ein typisch russisches Frühstück auf uns: Krautsalat, Pfannkuchen, Kartoffelbrei mit Würstchen und Toastbrot. Etliche Bayern verzichten auf den Orangensaft und greifen lieber zum sibirischen Bier.

Am Hotel „Angara“ geht die Registrierung recht zügig vonstatten, ich bekomme die Tickets für die Bahnfahrt und versuche während der kurzen Stadtrundfahrt ein paar Informationen zu geben. Die Polnisch-Katholische Kirche, die neu renovierte Christi-Erscheinung-Kathedrale, die Erlöserkirche und das Mahn- und Siegerdenkmal für den zweiten Weltkrieg sind unsere ersten ‚Dostoprimschatelnosti‘ d.h. Sehenswürdigkeiten. Vor der ewigen Flamme kommt es zur ersten deutsch-russischen Begegnung. Die alten, mit Kriegsorden behängten Männer, die sich dort regelmäßig auf der Bank treffen, lassen sich freundlich lachend fotografieren und überraschen uns mit deutschen Worten, die sie aus ihrem Gedächtnis hervorholen.

Beim Skamenski-Kloster herrscht reger Tourismusbetrieb. Neben uns sind noch eine japanische, eine weitere deutsche und zwei russische Gruppen unterwegs. In der Klosterkirche findet gerade ein Gottesdienst statt. Bei dem kleinen Frauenchor geben zwei sehr junge Nonnen den Ton an. Fast vergessen wir drei Teilnehmer unserer Gruppe, die noch schnell ins Klostermuseum hineingeschaut hatten.

Bei der Fahrt durch die Stadt versuche ich Wolodjas kurze Hinweise zu übersetzen. Wir bewundern die neoklassizistischen Bauten in der Karl-Marx- und in der Lenin Straße und fahren dann die Angara Promenade entlang. Wolodja macht noch einen Schlenker zu dem vierhundert Jahre alten Fährschiff „Angara“, mit dem früher Waggonen der Transsib über den See gebracht wurden. Durch das Neubauviertel Karl-Marx-Stadt und eine kleine Siedlung der „Neuen Russen“ geht es bei strahlender Sonne auf der Straße nach Listwjanka Richtung Baikal.

Pünktlich um ein Uhr sind wir im Freilicht-Museumsdorf „Taltsi“. Der Salat, von uns vorbestellt, steht schon in dem einfachen Lokal auf dem Tisch. Es gibt Pelmeni und Bliny, dazu wird Baikalwasser serviert und natürlich der unverzichtbare Tschaj. Einige mutige, allen voran Josef, der so wie Regine und ich etwas Russisch spricht, stürzen sich bei der großen Angara-Bucht in die etwa siebzehn Grad warmen oder kalten Fluten. Auch Sepp nimmt ein sibirisches Bad. Margot findet es schrecklich kalt, schafft es dann aber doch unterzutauchen. Horst besticht mangels Badehose mit einer gewagt-gekonnten FKK-Einlage. Günter, der auch über gewisse Russischkenntnisse verfügt, ein alter Pfadfinder übrigens, genießt gleich zweimal die Angara-Erfrischung. Ein verheißungsvoller gelungener Anfang unserer Reise.

Es bleibt Zeit, die liebevoll restaurierten Bauernhäuser, die Holzschule und die burjatische Holzjurte anzuschauen. Die ersten Souvenirkäufe werden getätigt und Barbara kommt zu mir, um ihre Rubelvorräte aufzustocken. Margot und Melitta verirren sich, finden den Bus nicht, werden aber doch noch aufgehabelt.

Der Abstich nach Listwjanka ist für mich eher enttäuschend. Die durchweg geschmacklosen Neubauten am Baikalufer haben sich seit unserem letzten Besuch vor vier Jahren mindestens verdreifacht. Souvenir- und Fischstände gibt es sogar zehn Mal so viel. Ich spreche die einundzwanzigjährige Verkäuferin Inna aus Archansk an, die in Irkutsk Psychologie studiert und in den Ferien hier in Listwjanka Souvenirs verkauft. Sie beklagt die immer schlechteren Umsätze wegen des immer größeren Angebots. Für das Woher und Wohin unserer Gruppe interessiert sie sich sehr. Margot und Regine haben ihre ersten Schnäppchen-Erlebnisse: Eine kleine silberne Puderdose aus Moskau und ein

kleines verziertes Silberdöschen. Klaus, Christel und etliche andere decken sich mit geräucherten Omulen für die lange Zugfahrt ein.

Der Abstecher zu der komplett aus Holz errichteten orthodoxen Kirche lohnt sich. Hier wird gerade Gottesdienst gefeiert und ich fühle mich als Eindringling. Neben der Kirche steht ein liebevoll gepflegtes Häuschen. Eine Frau mittleren Alters und mit einem Kopftuch bedeckt, im langen, dunklen Rock, recht das Heu vor dem Haus zusammen und bringt es in großen Haufen auf der Gabel in einen Schuppen.

In Supermarkt „Cesar“, kurz vor Irkutsk, decken wir uns mit Proviant ein. Erstmals erlebe ich in einem russischen Geschäft, dass alle Kassen besetzt sind und sich kleine Warteschlangen bilden. Die Einkaufskörbe der Menschen sind prall gefüllt. Reinhold lässt sich von einer Angestellten beim Weinkauf beraten. Unser Gepäck vermehrt sich um etliche Tüten und Beutel.

Am Irkutsker Bahnhof verabschieden wir uns von Wolodja. Er erzählt noch schnell, dass er in der Mongolei geboren sei und sagt mit einer wegwerfenden Handbewegung: „Was wollt ihr denn da?“ Inmitten unserer Kofferberge stehen wir auf dem Vorplatz. Hier wimmelt es nur so von schwer bepackten Reisenden. Allein unser Zug, der in Irkutsk eingesetzt wird, befördert gut tausend Menschen. Der erste Mann, den ich frage, hilft mir gleich das Reisesystem zu verstehen. Er nimmt mich mit in die Bahnhofshalle, in der es drückend heiß ist und in der die Menschen dicht gedrängt warten. Unser Zug wird zwar auf der Anzeigetafel schon aufgeführt, aber es steht noch nicht fest, auf welchem Gleis er starten wird.

Nach einiger Zeit kommt mein freundlicher Helfer: „Schnell, schnell, Gleis drei!“ Das Geschiebe und Gedränge beginnt, ein Laufen, ein Hetzen. Unser Wagen Nummer elf ist natürlich einer der letzten. Die mürrisch aussehende, aber dennoch freundliche und hilfsbereite Tatjana nimmt uns mit ihrer Kollegin in Empfang. Die Reisepässe will sie nur zählen. „Bitte sehr, steigen Sie ein.“ Günter erweist sich einmal mehr als unermüdlicher Kofferträger. Die Insassen der „Singleabteils“ kriegen ihre Koffer nicht in die gute Stube und es bildet sich im Gang ein Stau. Vier Rucksacktouristen aus Dänemark, Norwegen und England, sowie etliche Russen teilen mit uns den Waggon.

Pünktlich um zwanzig Uhr zehn, fünfzehn Uhr zehn Moskauer Zeit, setzt sich der Zug in Bewegung. Tatjana bringt die Bettwäsche. In allen deutschen Abteilen wird der Tisch gedeckt. Josef futtert seine bulgarischen Fleischklöße mit Erbsen. Bei Horst und Hildegard, die mit Christel und Sepp die Bude teilen, lade ich mich zum Wodka ein. Günter und Christa sitzen vor ihrem geräucherten Omul.

Draußen begleiten uns die Birken, Kiefern und Lärchen der sibirischen Taiga. Saftige Wiesen wechseln sich ab mit Sumpfland, viel Wald und glitzernden Gebirgsbächen. Es geht bergauf und nach einer Fahrtstunde wieder bergab zum Baikalsee. Hinter den Bergen verabschiedet sich die Sonne. Nun beginnt das Warten vor der Toilette. Die Russland-Neulinge müssen lernen, dass fünf Minuten vor und fünf Minuten nach einer Ortschaft die WC-Türen verriegelt werden. Und das kann lange dauern. Gegen Mitternacht werden wir in den Schlaf geschaukelt.

Samstag, 6. August 2005

Elf Stunden benötigt der Zug für die etwa fünfhundert Kilometer bis Ulan-Ude. Weil ich schon um sechs Uhr auf bin, erlebe ich im Morgennebel die Faszination des Selenga Flusses, der sich in einem Delta in den Baikalsee ergießt. Eine halbe Stunde lang folgt die Bahn seinem Lauf.

Nein, Frühaufsteher sind die Russen nicht. In den Städten, in den Dörfern rührt sich noch nichts. Nur ein Angler im langen, grünen Mantel sitzt verlassen an der lahmen Selenga. Ein Hirte im grauen Anzug treibt seine Kühe auf die Weide. Inmitten der flachen Holzhäuser ragt ein neues, weißblaues Hochhaus zwanziggeschossig in den Himmel. Besondere Fantasie hat ein Datscha-Besitzer entwickelt, der sich aus einem gelben Autobus ein Treibhaus gebaut hat. An der brüchigen Betonmauer einer aufgegebenen Industriehalle prangt eine frische Aufschrift: „Jesus liebt dich“. Das ist der passende Spruch zu meiner Morgenandacht. Josef steht auf. Wir unterhalten uns über die Situation in der Ukraine, wo er sich, in der Nähe von Lemberg, zusammen mit Freunden ein Haus gebaut hat und er erzählt von den beiden Lada Samaras, die er und Gerlinde fahren.

Die Kommentare zu der nun eher kargen, steppenähnlichen Landschaft sind sehr unterschiedlich. „Da merkt ma scho, das mia jetzt in de Prärie kumma“, sagt Josef bei der Weiterfahrt. „Schau dir di Viecha o, die gebn koane zehn Liter am Tag, de datens bei uns alle in Schlachthof.“ Und das riesige Lager für Brückenteile kommentiert er so: „Ja, schaug dir des o, da muas a Deitscher g'arbat hom, de Teile san ausg'richt wia de Soldaten.“

Melitta findet die Landschaft „einfach trostlos“ und Horst ist von der Weite und Unberührtheit restlos begeistert: „Stell dir hier eine Schafherde mit dreitausend Tieren vor und einen Hirten auf dem Pferd dazu. Schau den Fluss an, kein Mensch, kein Haus weit und breit.“ Reinhold, Margot und Barbara können sich zu dem Landschaftsthema nicht äußern, sie schlafen noch. Und die hungrige Melitta kommt nicht ans Essen ran. Von Carola höre ich, dass sie schlecht geschlafen hat, weil sie zu viel Zug abbekam. Sie wird heute Nacht, wie etliche

andere auch, mit dem Kopf zum Gang schlafen. Und Christa hat überhaupt nicht schlafen können.

Günter und Horst rätseln, wo wir denn gerade sind und können trotz dreier Landkarten die Lage nicht peilen. Wir fahren an einem See entlang, der eigentlich schon längst hätte passiert werden müssen. Nach einem wolkigen Vormittag wird es langsam wieder heiß und der junge Däne im Nachbarabteil zieht Hemd und Hose aus und bindet sich ein blaues Seidentuch als Rock um. So bekleidet und mit seinem Strickkäppi auf dem Kopf erregt er selbst bei den Russen Aufmerksamkeit.

Um die Mittagszeit ist bereits bei der Dreitausend-Seelen-Stadt Nauschki, die russisch-mongolische Grenze erreicht. Die zweite Schaffnerin kommt in unser Abteil und meint: „Sie können den Zug verlassen und spazieren gehen und um vier Uhr kommen sie zurück. Dann ist Grenzkontrolle und wir fahren weiter.“ Etwas ungläubig nehmen unsere Bayern diese Nachricht zur Kenntnis. Dann wird ihnen bewusst, dass das bedeutet, dass die Toilette vier Stunden zu bleibt. Nach anfänglichen Misserfolgen findet sich doch noch ein akzeptables stilles Örtchen im Bahnhof.

Heute ist in ganz Russland „Tag der Eisenbahn“ und auch in Nauschki, in dem die Bahn der einzige Arbeitgeber ist, wird gefeiert. Vor dem Klubhaus der Eisenbahner steht eine kleine Verstärkeranlage. Temperamentvolle, selbstbewusste Kinder und Jugendliche in selbst gemachten Kostümen tragen die derzeit gängigen russischen Schlager vor oder zeigen fröhliche Tänze, begleitet vom Applaus der Zuschauer, unter die sich auch die Touristen aus unserem Zug gemischt haben.

Wir pilgern durch die tristen Dorfstraßen und freuen uns über die individuellen Versuche der Bewohner da und dort durch Schnitzereien oder Farbe der Tristesse einen kleinen Hoffnungsschimmer zu verleihen. Parallel zu dem Musikprogramm finden auf dem Stoppelfeld ein Volleyball- und ein Fußball-Turnier statt. Drei junge Volleyballer sprechen mich später an. Sie erreichten unter den vier teilnehmenden Mannschaften den dritten Platz. Jevgeni geht noch zur Schule, Dimitri besucht eine Technikerschule in Irkutsk und Vitali studiert dort Betriebswirtschaft. Um die Zukunft machen sie sich keine Sorgen. „Wir werden schon Arbeit finden.“ Später treffe ich die drei noch einmal beim Gespräch mit einem jungen Lehrer aus Neuseeland und einem französischen Studenten. Die beiden ausländischen Touristen kommen gerade mit dem Gegenzug aus Mongolei und zeigen sich von dem asiatischen Hochland äußerst begeistert. Der Neuseeländer fragt die drei russischen Jungs: „Was macht ihr denn so am Samstag Abend?“ „Wir gehen in die Disko.“ „Was, hier gibt es eine Disko?“ „Na klar.“

Auf dem Bahnsteig sammelt sich unsere Gruppe. Die Nachterlebnisse werden diskutiert. Dann erzählt Josef von seiner Tätigkeit als Begleiter von Hilfstransporten gebrauchter Krankenhausbetten. Es beginnt eine nervende Warterei auf die Grenzkontrolle. Erst werden die Pässe eingesammelt und mitgenommen und „bearbeitet“. Das dauert eine Stunde. Margot steigert sich in eine echte bayerische Grantelei hinein. Schließlich werden die Zollerklärungen kontrolliert und der fröhliche Polizist fragt lachend, ob wir Waffen und Narkotika dabei haben. Und er will wissen, was Oruschie auf Deutsch heißt, eben Waffen.

Zuletzt gibt uns eine elegant geschminkte, ein paar Brocken Deutsch sprechende Polizistin, unsere Pässe zurück. Margot grantelt weiter und Josef bekommt deshalb fast einen Lachkrampf. Es folgt noch die Abteil- und Kofferkontrolle. Eine sehr junge, schlanke Uniformierte im Kampfanzug, klettert auf die Betten und leuchtet mit einer Taschenlampe in alle Ecken. Carola muss dringend auf die Toilette und wird von den Schaffnerinnen zu den Grenzpolizisten geschickt. Aber niemand darf den Zug verlassen und die Zugtoiletten bleiben geschlossen. Pfadfinder Günter löst das Problem sehr diskret mit seinem Vierkantschlüssel.

Um neunzehn Uhr, immer noch bei drückender Hitze - im Gang lassen sich bloß zwei Fenster öffnen - wird die Fahrt fortgesetzt. Nun besteht unser Zug nur noch aus einer Lok und zwei Waggons. Im Schritttempo wird die Grenze überfahren. Ein kleiner Trupp von Grenzsoldaten steht in einem von Stacheldraht umzäuntem Gelände herum. Fünf Kilometer weiter werden an einer Bahnstation von der Schaffnerin die Zollerklärungen für die Mongolei überreicht. Dann folgt wenig später in Such-Baatar die mongolische Passkontrolle. Danach stürmen die Geldwechsler den Zug. In der Hoffnung, dass die Scheine wenigstens echt sind, tauschen wir einige wenig Euroscheine zum Kurs von eintausendvierhundert Tugrik für einen Euro, statt der ursprünglich angebotenen eintausenddreihundert Tugrik. Später stellt sich heraus, dass es in Ulan-Bator auch nicht mehr gibt.

Eine weitere Stunde Aufenthalt in Such-Baatar muss genügen, um sich davon zu überzeugen, dass die Häuser, eine Parkanlage und die Straßen der kleinen Stadt in etwa denen in Russland entsprechen. Vor dem Bahnhof sitzen die Stutenmilchverkäuferinnen und von überallher kommen die Leute mit kleinen Kannen, um zwei oder drei Liter mitzunehmen.

Etwas früher als von der Schaffnerin angekündigt setzt sich der Zug, der mittlerweile wieder um einige Waggons erweitert wurde, in Bewegung. Josef kann gerade noch rechtzeitig zusteigen. Trotz Hitzestau finden in den Abteilen fröhlich Nachtmahle mit georgischen Rot- und französischen Weißweinen statt. Natürlich fehlen auch Wodka und warmes Baltika-Bier nicht.

Sonntag, 7. August 2005

Eine kurze, heiße Nacht war das. Denn Tatjana klopft schon um fünf Uhr an die Abteiltüren. Fahrplanmäßig fährt der Zug Nummer dreihundertsechsvierzig im Bahnhof von Ulan-Bator ein. Reibungslos und zügig klappt das Gepäckausladen. Zwei kräftige mongolische Männer bringen die Koffer zum bereitstehenden Bus. Aibora, unsere Fremdführerin für die Mongolei, erwartet uns mit einem großen Schild mit der Aufschrift: „Gruppe Küstenmacher“. Die etwa dreißigjährige hat in Ulan-Bator und in Deutschland studiert und beherrscht unsere Sprache recht gut, von grammatikalischen Eigenheiten, die von ihrer Muttersprache herrühren, einmal abgesehen.

Der hochbeinige, weiße Allradbus russischer Herkunft, der exakt die sechzehn Touristen, Fremdenführerin, Chauffeur und Gepäck unterbringt, macht äußerlich einen robusten und innerlich einen gepflegten Eindruck. Aibora lobt den jungen mongolischen Fahrer. „Ihr Chauffeur heißt Mungo und er ist ein sehr guter Fahrer,“ sagt sie.

Schnell ist das Hotel „Bishret Plaza“ erreicht, das uns mit überdimensionalen, sehr komfortablen Zimmern überrascht. Nach dem Frühstück und kurzer Programmbesprechung werden der Reisestaub abgeduscht und ein wenig Schlaf nachgeholt. Um zehn Uhr beginnt die Stadtrundfahrt. Aber wo ist Barbara? Sie bummelt durch Ulan-Bator. Ihre Uhr ist stehen geblieben und deshalb kommt sie etwas später. Aibora informiert: „Ulan-Bator, oder wie die Mongolen sagen Ulaan-Baatar heißt übersetzt ‚Roter Held‘. Dieser Titel wurde der Stadt nach dem Sieg der Volksrevolution verliehen, die sich auch in der Mongolei, im Jahre 1924 ereignete. Die Sowjetunion war das erste Land, das den neuen Staat anerkannte.“

Haltepunkt Nummer eins ist für uns der zentrale Platz der mongolischen Metropole, der Suchbaatar-Platz mit dem Denkmal des mongolischen Nationalhelden, General Suchbaatar, der den Befreiungskrieg gegen die chinesischen Besetzer anführte und der mit nur neunundzwanzig Jahren starb.

Während die Bilder- und Souvenirhändler sich noch im Hintergrund halten, nennt Aibora die Namen der wichtigsten Gebäude, die den Platz umgeben: „Hier, im Norden sehen wir das Parlamentsgebäude. Da wurde kürzlich das Parlament mit seinen sechsundsiebzig Sitzen für vier Jahre gewählt. Am Anfang wählten wir Parteien, jetzt wählen wir mehr die Personen, aber wir wissen nicht, was sie bringen werden. Nach einem Hungerstreik vieler, sehr junger Studenten,

gab es auch bei uns eine Perestrojka und die Loslösung von der Sowjetunion. Wir sind eine junge Demokratie und müssen noch viel lernen. Unsere Industrie brach zusammen. Wir waren angewiesen zum Beispiel auf eine Schraube aus Tschechien oder andere Ersatzteile aus der DDR, aus Polen oder aus der Ukraine. Am Anfang der Wende gab es hier viele Probleme. Das ganze gesparte Geld war kaputt, es gab unzählige Alkoholiker, Prostituierte und Straßenkinder. Das ist nicht vorbei, aber es geht zurück.“

„Vor dem Parlament sehen Sie das Mausoleum für die Helden der Revolution. Daneben, um die Ecke dieses Gebäudes steht das letzte Geschenk der Sowjetunion an die mongolischen Brüder: Das Zentrale Freundschaftshaus. Und an der rechten Seite, daneben, das ist unser Opernhaus, von einem deutschen Architekten entworfen, der einhunderteinjährig heute noch in Deutschland lebt. Gegenüber, das ist das Haus des Oberbürgermeisters.“

Auf eigene Faust erkunden wir in wenigen Minuten weitere Bauten des Suchbataar-Platzes, so zum Beispiel das Denkmal für den Mongolen Tschobjalsan, der ein treuer Erfüllungsgehilfe Stalins war und der daran mitwirkte, die geistige Elite des eigenen Volkes zu vernichten. Auch das Hauptgebäude der mongolischen Universität schauen noch einige von uns an.

Der zweite Halt ist das 1904 erbaute Lamyn-Kloster, in dem sich vor der Revolution der Sitz des Staatsorakels befand. Damals wurde aus den Rissen von Hammelknochen, die ins Feuer geworfen worden waren, die Zukunft der Mongolenführer vorausgesagt. Das Kloster, das früher nur den Mönchen zugänglich war, ist eines der wenigen religiösen Gebäude, das nicht den Säuberungsaktionen der dreißiger Jahre zum Opfer fiel. In der Stalinära wurden fast alle Priester und Mönche umgebracht. Leider steht im Mittelpunkt unserer Klosterbesichtigung der Besuch des darin befindlichen Souvenirladens.

Nächste Station ist eine Bergkuppe am südlichen Stadtrand der mongolischen Hauptstadt, deren etwa eine Million Einwohner fast die Hälfte der gesamten Einwohnerzahl der Mongolei darstellen. Von hier oben genießen wir den herrlichen Rundblick auf das weite grüne Tal, mit der Bergkette, die es umrahmt, und auf die in das Tal eingebettete Stadt. An der Aussichtsplattform empfangen uns zwei junge Männer in farbenprächtigen mongolischen Kostümen. Die vorlaute Margot meint sofort: „I dat de zwoa ja recht gern fotografiern, aba de woin ja glei wieder a Kohle.“ In perfektem Deutsch kontert einer der beiden Mongolen: „Nein, verehrte Frau, Sie müssen uns nicht bezahlen, Sie können uns gern fotografieren.“

Im Gespräch stellt sich später heraus, dass die Eltern dieses Deutsch sprechenden Mongolen einst in Leipzig studierten und, dass ihr Sohn dort die Grundschule besuchte. Heute arbeitet er mit in einer Folkloregruppe, die

traditionelle Gesänge und Tänze vorführt. Wir vereinbaren, bei der Rückkehr von unserer Rundreise die Folkloreshow zu besuchen. Etliche Leute unserer Gruppe haben noch genügend Energie, die letzten dreihundert Stufen bis zur Spitze des Aussichtspunktes zu erklimmen.

Dann teilt sich unsere Mannschaft. Eine Hälfte bleibt zum Ausruhen im Bishret-Plaza und geht anschließend auf Geldumtausch-, Shopping-, und Kulturtour. Die anderen machen es umgekehrt. Die Souvenirauswahl im fünften Stock des Einkaufshauses ist überwältigend. Mit kunstvoll geschnitzten Verzierungen versehene Pferdekopfgeigen gibt es da, eine komplette mittelalterliche Lederrüstung, Holzpferdesättel, Filzschuhe und Lederstiefel, Bilder, Miniaturjurten usw. Im Erdgeschoss bekomme ich eine neue Batterie für meine Armbanduhr. Der restliche Nachmittag dient der Besichtigung weiterer Klosteranlagen oder einfach der Erholung.

Mungo und Aibora erwarten uns am Abend im Bus. Der bringt uns durch die Stadt und wir lernen das andere, das arme Ulan-Bator kennen. Fast wie in einem Slum sieht es hier aus. Aus Blech- und Holzteilen zusammengeschusterte, mit Lehm verschmierte Hütten, dienen den Leuten als Behausung. Besonders traurig wirkt die Szene, weil es in den Gärten keinerlei Gemüseanbau gibt. Der ist den Nomaden völlig unbekannt. Ab und zu steht zwischen den Bretterschuppen ein unverputztes Steinhaus, in dem sich ein kleines Geschäft oder ein Lokal befindet.

Am Stadtrand, umgeben von Wiesen und Bergen, umrahmt von den üblichen, mannshohen Bretterzaun, steht der Rohbau des kleinen Hotels, das Tonga mit ihrem Mann hier errichtet. Neben dem Haupthaus mit dem grünen Dach wurden zwei Gers, so nennen die Mongolen ihre Jurten, aufgeschlagen. In einer Ecke steht die aus Holz gebaute Banja, mit Duschen und Toiletten. Tonga empfängt uns überschwänglich und legt mir zur Begrüßung einen blauen Seidenschal auf die Hände. In Eysölden bei Thalmässing lernte die etwa vierzigjährige, rundlich-fröhliche Frau nach deutscher Art zu kochen. Deshalb gab sie ihrem Hotel den Namen „Goldener Hirsch“. Heute hat sie in viel Kleinarbeit zusammen mit ihrer vierzehnjährigen Tochter drei ganz köstliche Salate zubereitet. Dazu serviert sie die mongolische Variante der Teigtaschen, die „Buds“ genannt wird. Es entwickelt sich ein gemütlich-geselliger Abend in dem Nomadenrundzelt, das mit seinen drei Tischen für unsere Gruppe gerade zu maßgeschneidert ist.

Einige von uns dürfen für ein Erinnerungsfoto in mongolische Stiefel und Gewänder schlüpfen. Nachdem der kläffende Wachhund beruhigt ist, trägt Tonga uns zwei mongolische Lieder vor, die natürlich von der Liebe und der Natur erzählen. Nach anfänglichem Widerstand aus der Gruppe bildet sich ein deutscher Chor, der wenigstens eine Strophe von „Kein schöner Land in dieser Zeit“ zum Besten gibt. Wir umarmen uns und nehmen Abschied.

Richtig aufgekratzt ist Aibora während der nächtlichen Heimfahrt im Bus. Sie erzählt, wie es dazu kam, dass sie heiratete: „Wir hatten ein schlechtes Wohnung. Die wurde nicht warm im Winter. Da sagte mein Mann: Komm näher und es wurde wärmer. Du musst noch näher kommen, meinte er dann. So heiratet man bei uns.“ Dazu erzählt sie den Witz von einem Mann, der seine Kinder Erster, Zweiter und Dritter Tag nannte.

Ein Gruppenrest feiert im Hotel weiter. Ich telefoniere mit Johannes und beginne mit dem Schreiben der obligaten Ansichtskarten für die daheim gebliebenen Verwandten und Freunde.

Montag, 8. August 2005

Wer will, kann einen Teil des Gepäcks im Hotel lassen. Im Kaufhaus werden weitere Euros gegen Tugriks eingetauscht und es wird fleißig eingekauft. Danach geht es westwärts. Verwahrloste Grundstücke am Straßenrand, dichter Montagsverkehr und das riesige Heizkraftwerk machen uns den Abschied von Ulan-Bator leicht. Fast zwei Stunden lang gibt es zur Linken und zur Rechten nur baum- und buschlose sanfte, hügelige Wiesen, auf denen die vereinzelt Gers wie kleine, weiße Tupfer wirken.

„Halt! Foto stopp!“, schreit die Meute wie aus einem Mund bei der ersten Ziegenherde und wenig später ertönt wieder das „Stopp! Fotos!“. Kleine, braune und gescheckte Pferde stehen prustend in einer größeren Wasserlache. Die Kühe am Ufer trauen sich nicht rein. Nach siebzig schaukeligen Asphaltkilometern beginnt das Gerumpel erst richtig, als wir von der Straße abbiegen. Es gibt drei Fahrspuren und Mungo hat immer die Qual der Wahl zu entscheiden, welche wohl die harmloseste sein könnte.

Beim zweiten Gercamp, nach etwa zwanzig Kilometern, ist das Tagesziel erreicht, Noro Chustjajn. Schnell sind die gemütlichen Zwei- oder Vierbettjurten eingerichtet. In einem größeren Ziegelsteingebäude warten ein vielseitiges, warmes Büffet und gekühlte Getränke. Wir sind nicht die einzigen Gäste. Im Laufe des Nachmittags trudeln die unterschiedlichsten Gruppen und Grüppchen aus aller Welt ein, meist junge Leute. Darunter ist auch ein internationales Team von Studentinnen, die sich an einem Projekt zur Beobachtung der Prezewalski-Pferde beteiligen.

In dem kleinen Campmuseum werden auch wir von einer Mitarbeiterin über diese mongolische Pferderasse aufgeklärt. Ein russischer Wissenschaftler Namens Prezewalski bekam im neunzehnten Jahrhundert von einem Nomaden einen Schädel dieser seltenen Pferderasse geschenkt, die später nach ihm benannt wurde und die er nie lebendig zu sehen bekam, weil sie fast

ausgestorben war. 1967 wurde das letzte Techii, wie die Tiere in der Mongolei heißen, im Ursprungsland gesehen. Danach wurde die Rasse in Holland neu gezüchtet und 1992, eben hier in dem Naturreservat, wieder ausgewildert, insgesamt vierundachtzig Tiere. Heute leben bereits einhundertsechzig Pferde dieser Rasse in der Mongolei, die auch an zwei anderen Plätzen ausgesetzt wurden. Siebzig Prozent von ihnen wurden bereits hier geboren.

Auf den ersten Blick wirkt die Landschaft von Chustjajn unwirtlich und karg. Dass sie dennoch von der UNESCO in die Schutzliste aufgenommen wurde hat seine Gründe. Hier gibt es vierhundertfünfzig verschiedene Arten von Pflanzen, vierundvierzig Säugetierarten und hundertsechzig Vogelarten. Auch ein Schutz-Integrationsprogramm für die noch hier lebenden Nomaden wurde eingeleitet. Nach dem sehr informativen Vortrag schauen wir im Konferenz-Ger einen Film an, der den Vortrag durch Bilder vertieft. Dann gibt Aibora uns einen Einführungskurs in die mongolische Sprache: „Bayerlaa – Danke!“

Nach dem Abendessen begleitet uns ein weiterer Campmitarbeiter auf der Busfahrt in das Reservat. Vor einer breiten Talsenke machen wir halt. Unten am Wasser, hundert Meter entfernt, können wir etwa zehn der seltenen Pferde mit ihren wuchtigen Schädeln und hellem Fell, bei der Tränke beobachten. Offensichtlich sind sie den Aufmarsch der Touristen gewöhnt, denn sie lassen sich nicht beirren. Auch zwei mongolische Ranger, die das Naturschutzgebiet bewachen, sind mit ihren Motorrädern da, aber wohl eher darauf zu achten, dass die Touristen den Tieren nicht zu nahe kommen.

Auf dem Rückweg tritt Mungo abrupt auf die Bremse. Eine Panne? Nein. Eine Schlange. Vor Schreck erstarrt liegt sie unbeweglich auf der Straße und die Fotografen sind hoch erfreut. Bei dem Versuch das Tier vor dem nächsten Auto zu retten und deshalb von der Straße zu entfernen, teilt sich die Gruppenmeinung. Aber die Affäre ist schnell vergessen, denn Aibora, oder war es der Campguide?, entdeckt zwei Prezawalski-Hengste, die majestätisch an uns vorbei traben.

Im Camp werden wir von ganz anderen Tieren erwartet. Kleine, ziemlich platte schwarze Käfer bevölkern zu Tausenden vor allem die hellen Flächen im Ger. Aibora empfiehlt, Ohren- und Nasenlöcher mit Watte zu verschließen. Die Tiere sind zwar unangenehm, aber ungefährlich und treten im Laufe der Nacht den Rückzug an. Dafür sorgen die schnatternden Japaner von nebenan, die bis halb zwei herumgackern, dafür, dass ich nicht einschlafen kann.

Dienstag, 9. August 2005

Auch die Pferdebeobachterinnen sind schon im Waschraum, als ich kurz vor sechs aufstehe. Punkt sieben ist unsere Bayernmannschaft zum Frühstück versammelt und tauscht sich über die nächtlichen Käfererlebnisse aus. Eine Stunde später wird die Rundreise Richtung Westen fortgesetzt. Auffällig sind heute die zahlreichen Greifvögel, Habichte, Adler und Falken, die unsere Busfahrt begleiten. Zweimal bekommen wir aus unmittelbarer Nähe der Straße zwei Kranichfamilien zu sehen. Der Himmel ist noch bedeckt und gelegentlich regnet es leicht. Eine Stunde lang führt die glatte Teerstraße schnurgerade Richtung Westen. Kein Haus, kein Baum, kein Strauch, nur flache, spärlich bewachsene braungrüne, sandige oder steinige Weidenflächen. Ab und zu einmal taucht im Hintergrund ein Ger auf, davor Ziegen, Schafe, Kühe, Pferde. Neben dem Ger steht manchmal ein Motorrad oder ein Auto. Plötzlich verläuft an der rechten Seite eine weitere Straße mit einer Häuserzeile, die an eine amerikanische Goldgräberstadt erinnert.

Während eines kurzen Stopps stolpert Melitta in ein Schlagloch, weil sie sich zu sehr für eine Ziege interessierte, die auf der Ladefläche eines LKWs transportiert wurde. Melitta stürzt und verletzt sich an der Hand und an der Lippe. Mungo hilft ihr als erster, dann gibt Reinhold ärztliche Ratschläge. Im nächsten Dorf Luin, der einzigen Ortschaft weit und breit, ist das Benzin ausgegangen und Mungo muss auf die Kanistervorräte zurückgreifen, die er dabei hat. Immerhin schluckt sein russischer Bus siebenunddreißig Liter auf Hundert Kilometer. Als ich unterwegs frage, warum Mungo so langsam fährt, antwortet Aibora: „Es geht jetzt ständig bergauf, da können wir nicht schneller sein.“

Plötzlich, ohne irgendeine Vorankündigung, ist die Straße zu Ende. Da weder Mungo noch Aibora bisher auf dieser Route den Ögiy Nuur See ansteuerten, müssen sie gelegentlich fragen, welche der Pisten dorthin führen. Ein langsamer Reiter in langem, schwarzem und verstaubtem Mantel mit roter Schärpe, wohl leicht betrunken, weiß leider nur, wie er mit dem Pferd dorthin gelangen würde. Dafür freut er sich über die Zigarette und die deutschen Bonbons. Aber auch so findet Mungo den Abstecherweg zu den Ruinen von Char Buchany Balgas. Hier erhob sich einst, im zehnten Jahrhundert, eine Kitan-Siedlung. Aus Basaltblöcken und Schiefergestein wurde ein Kloster errichtet. Einige Mauern und eine Stupa sind noch erhalten. Im siebzehnten Jahrhundert wurde dieses buddhistische Kloster erbaut.

In dem winzigen, primitiv ausgestatteten Museumshäuschen übersetzt Aibora die Erläuterungen des, aus einem Ger herbeigeeilten, dunkelhäutigen, mongolischen Museumswächters. Nach den Uiguren herrschten hier mongolische Fürsten. Der bekannteste von ihnen war Tsogt Tajtsh, der sich im siebzehnten Jahrhundert auch als Dichter einen Namen machte und das Bildungswesen förderte. Außerdem fand man hier in Char Buchany Balgas im

Jahre 1970 alte, auf Birkenrinde aufgezeichnete Gesetzestexte aus dem vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert. Andere Funde weisen darauf hin, dass es hier auch einmal ein buddhistisch beeinflusstes Schamanenorakel gab.

Mungo rollt den Teppich aus. Aibora serviert Tee und Kaffee. Die letzten Irkutskreste werden verzerrt. Der Museumswächter freut sich über die Dose Pulverkaffee und die Kerzen und organisiert für die Fotografen eine Pferdehirtenvorstellung. Die Mittagszeit ist überschritten. Zeitweilig lässt sich die Sonne blicken und es geht weiter. Auf einer Anhöhe mit grandiosem Rundumblick kann Mungo sich orientieren und vollzieht einen Kurswechsel. Vorher fügen etliche deutsche Pilger dem Ovoo einen Stein hinzu und umrunden ihn dreimal, damit die Reise gelingt. Margot und Josef geraten in die Brennesseln. Ovoos nennt man die Steinhäufen, die nach und nach von den Vorbeikommenden, meist an markanten Punkten, errichtet wurden.

Der nächste Ovoo scheint Heilkräfte für Fußkranke zu haben. Zwischen den Steinen liegen etliche Holzkrücken. Dann wird die „vielseitige Eintönigkeit“ des mongolischen Graslandes durch ein weiteres Glanzlicht unterbrochen. Im Wasser eines Sees steht eine Pferdeherde, neben ihr, an saftiggrünem Ufer, stolzieren schlanke, grau gefiederte Kraniche herum. Nur langsam weichen sie den vorsichtigen Fotografen aus.

Wie von uns vermutet, wird die von Aibora geschätzte Fahrtzeit um Längen übertroffen. Aber kurz nach vier taucht dann endlich doch der sieben Kilometer lange, vier Kilometer breite und nur vier Meter tiefe Ögij Nuur (Nuur heißt See) auf. Malerisch bettet sich das Ger-Camp in die Landschaft ein und Margot jubelt: „Mei, des is a Traum, do müaß, ma lenga bleibm.“ Ja, das wäre schön, aber unser Programm lässt keine Änderungen zu. Der Campdirektor, der auch Russisch und Englisch spricht, weist uns unsere Behausungen zu. Weil er heute ausgebucht ist, müssen wir jeweils zu viert in ein Ger. Das fällt uns nicht schwer, denn das kennen wir ja schon von der Transsib und das ist eh kommunikativer. Reinhold verarztet die verletzte Melitta.

Sofort stürzen sich einige in die Ögij-Wellen. Die Wassertemperatur ist angenehm, mindestens zwanzig Grad. Weil das Mittagsessen ausfällt, wird es gleich mit dem Abendessen am späten Nachmittag zusammengelegt. Gespeist wird in einer gemütlichen Holzjurte mit Seeblick. Reinhold holt seine Angel und macht sich auf zum Hechtfang. Ein kurzes Gewitter mit Regenschauer bereitet diesem Unternehmen ein schnelles Ende. Aber bald strahlt wieder die Sonne.

Christa versucht erfolgreich Regines Kopfschmerzen durch eine gefühlvolle Massage zu lindern. Klaus ist alleine losgezogen in Richtung zweier weit entfernter Gers. Überglücklich sind Karola und Günter. Auf dem Rücken mongolischer Pferde genießen sie das Glück dieser Erde. Melitta sitzt vor der

Gertür und liest. Josef und Gerlinde pilgern zum Ögij-Ufer, Horst begibt sich auf Fotosafari. Margot und Reinhold erheben nach einem Strandspaziergang einen sündteuren Rotwein für den abendlichen Umtrunk. Sepp begutachtet das campeigene Notstromaggregat, die Solarzellen und die kleine Windkraftanlage. Ich nehme erstaunt zur Kenntnis, dass das Campgelände und das Seeufer müllfrei sind. Das ist in der Mongolei leider nicht überall so.

Beim Fotografieren stelle ich fest, dass sich hier nur Ausschnitte festhalten lassen. Das Ganze lässt sich einfach nicht darstellen. Hier bräuchte man ein Stativ, um mit mehreren Fotos das Gesamtbild zu erfassen. Drei Mongolen versuchen sich ziemlich erfolglos, dafür umso fröhlicher, beim Bogenschießen. Einer der drei, in mönchsähnlichem, ockerfarbigem Gewand erklärt den Anderen wie es geht, aber auch er trifft den Zielball nur selten. Klaus versucht es auch ein Mal. In einer anderen Campecke sind die Chauffeure der Touristenjeeps und der Busse und zwei Campmitarbeiter unermüdlich dabei Billard zu spielen. Ich komme mit einem mongolischen Juristen ins Gespräch, der in Moskau studierte und der jetzt natürlich Businessman ist. Begeistert berichtet er von seinen Besuchen in Deutschland.

Für mich ist Deutschland so weit weg, die dortigen Sorgen sind ausgeblendet. Der weite Blick über den See, die Unberührtheit der Natur, die kindliche Herzlichkeit der Menschen, die uns entgegenkommt, das alles ist Balsam für Seele, Körper und Geist. Langsam senkt sich die Sonne auf den See und auf die sanft geschwungenen Höhenlinien der Hügelketten am Horizont.

Mittwoch, 10. August 2005

Hinter den Gerkuppeln erstrahlt die Morgenröte. Neben mir im Waschraum steht mein buddhistischer Kollege, rotzt, schnaubt und prustet bei der Morgentoilette. Ich kenne diese Art der Hygiene bereits von Indien. Der Wind schläft noch und der Ögij blinzelt und glitzert im Morgenlicht. Sepp, Christel und Horst sind weit hinaus geschwommen in den See.

Bei wolkenlosem Himmel setzt sich der Tsolomon-Travel-Bus in Bewegung, zunächst am Ufer des Ögij entlang. Nach einer halben Stunde sind die ersten zehn von zweihundert Kilometern geschafft und wir müssen an der Brücke, die über den Orchon Fluss führt, halten, denn der Schlagbaum ist mit einer Fahrradkette verriegelt. Der Brückenwärter ist ein kleiner, alter, säbelbeiniger Mongole, zahnlos, mit Dschingis-Khan-Kappe und schwarzem Kittel bekleidet.

Die Bilder, die an uns vorüber ziehen, gleichen sich und sind doch jedes Mal ganz anders: Der wilde Reiter, der in schärfstem Galopp, in den Steigbügeln stehend, urplötzlich aus einer Talsenke auftaucht, grasende Pferde, Ziegen- und

Schafherde, eine Familie auf dem Motorrad, immer wieder hügeliges Grasland, glänzende Wasserflächen und dunstige Berge am Horizont.

Die kleine Pause auf der Wiese wird genutzt, um sich an den kräftigen, blauen, distelartigen Blumen zu erfreuen. Günter ist mit seinem Mini-Rekorder wieder auf der Jagd nach Insektenstimmen. In der Nähe einer Wasserpumpe hat sich ein Clan mit seinen Gers niedergelassen. Im Nu sind die Kinder, vielleicht fünf bis zehn Jahre alt, zur Stelle. Sie warten geduldig, bis Margot ihre Bonbontüten und Barbara ihre Luftballons und Buntstifte geholt haben. „Mei schau dir de Kinda o. Und i hob so vui guate Kinderkleider dahoam. De hätt ma mitnehma soin.“ Ein Junge kommt stolz auf seinem Pferd angeritten. Sehr gepflegt sieht das Tier nicht aus.

Am frühen Vormittag tauchen nach zwei baumlosen Tagen die ersten Bäume auf und Aibora beschließt, dort das Picknick abzuhalten. Mehrfach mit Applaus bedacht werden Mungos waghalsige Bachdurchquerungen. Seit heute hat er seine Tarnkappe mit einer roten Audimütze, einem Geschenk von Reinhold, vertauscht. Im Schatten der eschenartigen Bäume am Ufer eines flachen Baches rollt er den Picknickteppich aus. Aibora serviert die Lunchpakete vom Camp. Es gibt Teigtaschen mit einer Füllung, die auch einwenig Ögij-Fisch enthalten, dazu Krautsalat, Wasser, Tee und Kekse. Troubadix, wie Günter neuerdings auch genannt wird, schläft freiwillig. Carola wäscht ihr T-Shirt im Bach. Die meisten anderen sind auf Fotosafari oder strecken sich auf der Wiese aus. Regine meint: „Hier duftet es so herrlich nach Kräutern.“ Die typische Josef-Antwort: „I riach bloß di Scheiße vo de Viecha.“

Um drei Uhr rumpeln wir weiter und erreichen eine gute halbe Stunde später die Bezirkshauptstadt Tsetserleg. Der dazu gehörige Aimak, d.h. Landkreis, umfasst zweiundneunzigtausend Einwohner und zwei Millionen Nutztiere. Mir gefällt es, das in der Mongolei die Tiere immer mit dazu gezählt werden. Die Armseligkeit der Häuser wird wenigstens teilweise durch deren romantische Lage aufgehoben. Regine fallen besonders der knackige Hintern und die drallen Waden des strammen Generals auf, der auf einem Denkmalsockel salutiert.

In einem düsteren, flach geduckten lamaistischen Tempel kann ich mich zunächst allein umschaun. Dann kommt ein junger, vielleicht fünfzehnjähriger Mönchsschüler, der nur da steht und auf meine Fragen – in allen mir zur Verfügung stehenden Sprachen – keine Antwort gibt. Schließlich holt er einen gleichaltrigen, zivil gekleideten Jungen, der zwei Worte Englisch spricht. Die Handbewegung des Mönches gibt mir zu verstehen, dass er eine Spende will. Und bei dem Wort „Dalai Lama“ wird er lebendig und fröhlich.

Das buddhistische Klostermuseum neben dran wird sehr professionell vermarktet. Die sechzehnjährige Sara bietet mir ein Stück getrockneter Jackmilch an und fordert dann zweitausendfünfhundert Tugrik Eintritt. Das Kloster ist dreihundertsechzig Jahre alt und ein junger Mann gibt kurze Erläuterungen zur etlichen Exponaten. Danach freut er sich über das reinholdsche Schnupftabakangebot. Das Fotografieren im Tempel kostet fünftausend Tugrik extra. Ich frage, ob ich mir eine Priestermütze aufsetzen darf für ein Foto und gehe nach draußen. „Come in“, sagt die stämmige Tante von Sara im langen, grünen, bunt bestickten Kleid und lotst mich auf den Stuhl des Priesters. Dieses Foto ist umsonst. Horst kauft und futtert frische Blaubeeren oder so etwas Ähnliches und verfüttert sie auch an seine Hildegard. Diese Aktion wird natürlich auch im Bild festgehalten. Sie hat später durchschlagende Wirkung.

Die letzte Teilstrecke dieses Tages führt hinauf in die Berge, obwohl wir uns ja schon in eintausendsiebenhundert Meter Höhe befinden. Mittlerweile weicht die ausgefahrene Piste einer nicht weniger ruppigen, aber schnelleren Schotterstraße. Wir erreichen den „Weißen Pass“ und schon geht es wieder bergab. Sehr schön gelegen ist unser heutiges Quartier, das Gercamp Taychar Chuluu an dem Fluss Tamir, umgeben von – erstmals – bewaldeten Berghängen und Schatten spendenden Bäumen am Flussufer. Kaum ist Ger Nummer eins belegt mit der „Doktor-und seine Frauen-Gruppe“ wackeln die Zeltwände vor lauter Geschnatter und Gelächter. Troubadix erklimmt die sechzehn Meter hohe Felsklippe mit Hilfe der zusammengeknüpften, blauen Gebetsschals und findet fast nicht mehr herunter.

Nach dem Abendessen wechseln sich Sonne, Regen, Gewitter und Regenbogen ab. Ich bade im erstaunlich warmen Fluss. Wegen der starken Strömung und der geringen Wassertiefe ist er zum Schwimmen weniger geeignet. Zurück beim Felsen treffe ich auf einige aus unserer Gruppe und auf zwei Jungs mit ihrem Vater, die zwei Pferde und ein Yak zum Reiten vermieten. Der ältere der Jungs mit modischer Langhaarfrisur kommt gerade singend vom Camp zurück. Er hat eine schöne Sopranstimme. Ich bitte ihn weiter zu singen und er stimmt mit seinem Bruder ein sehr melodisches, mongolisches Lied an.

Ich ziehe mich zurück in das gemütliche Ger, das genauso eingerichtet ist, wie in den anderen Camps auch: In der Mitte steht ein kleiner Bolleroffen, dessen Rohr durch die kleine, kreisrunde Zeltdachöffnung hinausragt. Die Gers haben einen Durchmesser von etwa sechs Metern und sind mit Filz- und Felldecken überzogen. Die äußere Haut besteht aus festem, weißem Stoff. An den Wänden stehen vier Betten, in der Mitte ein niedriger Tisch mit vier winzigen Hockern, auf dem Tisch eine Kanne heißes Wasser und die dazugehörigen Tassen. Getragen wird das mongolische Zelt von zwei kräftigen Holzstangen, die den Dachring abstützen und von den etwa einhundert hölzernen Dachstreben. Die

ein hundredzwanzig Zentimeter hohe hölzerne Eingangstür verlangt beim Betreten und Verlassen eine tiefe Verbeugung.

Die sanitären Anlagen, Duschen und WC, in einem eigenen Gebäude und das Restaurant im Hauptgebäude, machten bisher überall einen guten, sauberen Eindruck. Das Personal besteht aus überaus freundlichen und hilfsbereiten jungen Leuten. Junge Männer tragen die Koffer, die Mädchen arbeiten in der Küche, servieren und halten die Hütten sauber. Gerade fängt es stärker zu regnen an und eines der Mädchen entfernt das Ofenrohr, damit sie das Zeltdach ganz schließen kann.

Donnerstag, 11. August 2005

Auch heute Morgen trägt die junge, hübsche Bedienung ihre hochhackigen Schuhe inmitten der Outdoor-Touristen. Den engen schwarzen Rock von gestern Abend hat sie mit ebenso engen schwarzen Hosen getauscht. Doktor und Co. haben wieder gefeiert und kommen leicht verspätet und leicht verkatert zum Frühstück. Sepp bekommt zwar nicht seine geliebten ham and eggs, dafür aber ein kaltes Spiegelei mit gebratenen Wurstscheiben. Der Nachtregen hat der Natur sehr gut getan. Umso mehr erfreuen wir uns an der Morgensonne und an dem tollen Licht, in das der Taycha-Felsen und unser Camp getaucht werden.

Immer noch gen Westen fahren wir am Morgen auf ausgebauter Straße mit relativ ebenem Schotterbelag, Mungo erreicht hier bisweilen eine Spitzengeschwindigkeit von siebzig Kilometern pro Stunde. Dann wird wieder auf Sand, Lehm oder Graspisten dahingestolpert, der Tacho schwankt zwischen Null und Vierzig. Aibora klärt uns auf: Bei den leer stehenden Blockhaus-Unterständen handelt es sich um das Winterlager für die Tiere der Nomaden. Einige Male werden Passhöhen gequert und jedes Mal fasziniert uns neu die weite Sicht auf kleine Gersiedlungen, Herden, Reiter, Wiesen und Berge. Jetzt mischen sich unter die Rinder auch immer mehr Jacks, die bereits dabei sind, sich ihr langes, zotteliges Winterfell wachsen zu lassen.

Auch der Nahblick lohnt sich. Vor allem Barbara bekommt nicht genug davon. Selbst aus dem Bus erspähst sie Edelweiß und Enzian, Erdhörnchen und Heuschrecken. In der Ferne tauchen Wälder auf und kommen näher. Viele Bäume sind tot. Häufig zu sehen sind abgeholzte Flächen. Aber Aibora besänftigt uns: „Die Regierung plant ein Programm zur Aufforstung.“ Lange Zeit geht es Berg auf und eine Höhe von etwa zweitausend Metern ist erreicht. Am Straßenrand steht ein alter russischer Jipp mit rauchendem Kühler, wenig später ein Minibus mit Reifenpanne. In einem der Hochtäler wird am Pistenrand Airak angeboten, vergorene Stutenmilch. Unter einer niedrigen, Dreiecks-Zeltplane sitzt ein Kind, springt auf, wenn sich ein Fahrzeug nähert und hält den Vorbeifahrenden die Milchflasche entgegen. Danach ein paar Hütten und Jurten,

in denen die LKW-Fahrer und die mongolischen Reisenden übernachten und essen können.

Ein Stopp „Um zu den Pferden zu gehen“, darf nicht fehlen. Das ist der mongolische Ausdruck für die kleinen oder großen Geschäfte. „Die Frauen hinter dem Bus, die Männer vor dem Bus“, befiehlt Aibora. Sie ist mit unserer Gruppe sehr zufrieden und heute besonders glücklich, denn Horst hat ihr eine alte tibetische Kette mit silberner Schnupftabakdose geschenkt. Bei unserem Toilettengang treffen wir zwar nicht auf Pferde, aber auf eine Jackherde und nicht nur Barbara ist begeistert von dem Schwarzen Jackbaby, das sicher erst ein paar Tage alt ist.

„Halt, stopp“, ruft Aibora und zeigt nach links unten: Geier haben ein Stück Aas gefunden und sind beim Futtern. Der Fluss Purib wird überquert. Mungo kurvt auf einem Wiesenhang herum und wir wissen nicht warum. Aibora redet mit einem Hirten und meint zu uns: „Ich suche Felszeichnungen, aber die sind nicht mehr da. Vielleicht hat sie einer mitgenommen ins Museum. Und der Hirte weiß auch nichts. Er hat ein Tuch um den Kopf, weil er Zahnschmerzen hat.“ Wir suchen weiter und finden eine mannshohe Felsenstelle, einen so genannten Hirschstein aus der Bronzezeit in den Hirschmotive eingraviert wurden und der dazu diente, die Begräbnisstätte eines bedeutenden Menschen zu kennzeichnen.

An einem canyonartigen Fluss, dem Tschuluut, es ist ein Uhr, rollt Mungo den Picknickteppich aus. Es gibt Karottensalat, Brot und Pizza und die Vegetarier werden auch bedacht. Die Reste verteilt Aibora an die Nomadenkinder. Wir klettern über die Felsen hinunter zum Fluss. Bevor die Meute antrifft bleiben mir auf einem Baumstamm und Carola auf einem Felsen fünf meditative Minuten. Ein Raabe kreist krächzend über uns. Im Hintergrund blökt ein Schaf. Barbara geht dem Blöken nach und findet ein junges Tier, eingeklemmt zwischen zwei Felsen. Ein vorderer Fuß ist verletzt, ein hinterer völlig zertrümmert. Günter, der gute Hirte, nimmt das schwere Tier auf die Schultern und trägt es nach oben. Er übergibt es dem Hirtenjungen, zu dessen Herde es gehört und der trägt es nach Hause zu seinem Ger. Sein Vater wird entscheiden, was zu tun ist.

Die letzte Rast ist eher ein Touristentreffen, nahe der Piste, an einem riesigen, abgestorbenen Baum, um den herum ein gewaltiger Ovoo entstanden ist. Steine, blaue Seidentücher, Geldscheine, Lebensmittelreste, Flaschen, Keramik und eine Holzkrücke wurden hier abgelegt. Ein zum Wohnmobil umgebauter LKW und ein höher gelegter VW-Allradbus, mit deutschen Kennzeichen, haben auch Halt gemacht. Ein junger Mann erzählt, dass sie schon über zwei Monate durch Russland und die Mongolei unterwegs sind und, dass ihre Reise insgesamt dreieinhalb Monate dauern wird.

Der Lavaström des Chorgo-Vulkans weist uns den Weg zum Tsolmon-Camp, das von dem Reisebüro betrieben wird, das unsere Reise organisiert hat und dem auch unser Bus gehört. Die freundlichen Helfer warten schon auf die Koffer. Auch dieses Camp, mit seinen sechsdreißig sauber ausgerichteten Gers, liegt sehr idyllisch, umgeben von bewaldeten Bergen und Felsformationen.

Nach dem Abendessen im Riesen-Ger-Restaurant, besuchen wir mit Aibora eine Nomadenfamilie. Wir schauen den Mädchen und Frauen zu, die gerade die Stuten melken und sehr liebevoll die Fohlen, vor allem am Hinterteil, streicheln. Nach dem Melken trabt die Herde alleine los auf die Weide. Aibora erläutert: „Besonders beliebt ist die Stutenmilch zur Anwendung bei Entgiftungskuren.“ Die Sonne verschwindet hinter den Bergen und es wird empfindlich kalt. Eingeladen in das gemütliche, beheizte Ger probieren wir die Stutenmilch, den gesalzenen Tee und getrocknete Milchteile. Das Familienoberhaupt überreicht jedem und jeder einzelnen von uns seine Schnupftabakdose, um daran zu riechen. Reinhold bietet seinen Schmailzler an.

Auch eine alte Nachbarin kommt, aus Neugier, ins Zelt. Neben ihr steht eine der Töchter des Gerbesitzers, mit einem vier Monate alten Baby auf dem Arm. „Die junge Frau ist neunzehn Jahre alt“, erzählt Aibora. „Sie studierte in der Stadt, lernte dort einen jungen Mann kennen und zur Erinnerung brachte sie ein Baby mit.“ Befragt nach der Religion der Familie meint Aibora: „ Sie sind ein bisschen buddhistisch, nicht so richtig, und ein bisschen schamanistisch.“ „ Ich danke euch für die Einladung in euer Ger“, verabschiede ich mich, „Ich danke euch, dass ihr unsere Gruppe bewirten habt und ich bitte Gott, dass er euere Familie, eure Tiere und euere Gers segnet.“ Aibora schenkt dem Baby einen neuen Geldschein und der Familie eine Tüte mit unseren Gastgeschenken.

Draußen, vor den Gers, ist mächtig was los. Zwei junge Burschen raufen miteinander und es geht so richtig zur Sache. Die Kinder klatschen einen Volleyball hin und her. Zwei ältere Männer sitzen auf dem Boden bei einer Schachpartie. Ich lerne den fünfundzwanzigjährigen Mukba kennen, der mit der neunzehnjährigen Pjentata verheiratet ist und der ein paar Brocken Englisch spricht. „ I was a student for broker.“ Ich bin mir nicht ganz sicher, was er damit sagen will. Aibora meint: „ Er wollte mal Kaufmann werden oder so was, aber er hat abgebrochen.“

Zurück im Camp schlüpfen die freundlichen Mädels ins Ger und heizen die Öfen ein, denn es ist empfindlich kalt geworden. Im Doktorzelt bei einer kleinen Bier-Wodka-Rotwein-Tee-Runde, erzählt Gerlinde ihre abenteuerliche australische Opossum-Geschichte, unterbrochen von Josefs Leguan-kommentaren. Barbara berichtet von ihrem Bekannten, der nach Schweden auswanderte, in Stockholm eine Konditorei aufbaute und mit dem sie sich oft

auf dessen Finka in Mallorca trifft. Die Helden sind müde. Noch vor Mitternacht fallen alle in Schlaf.

Freitag, 12. August 2005

Die Nacht war sehr kalt und schon am frühen Morgen kommen die Mädchen, um einzuheizen. Das Restaurant ist noch geschlossen. Also setze ich mich in den kalten Bus zum Schreiben. Wir werden noch zwei Tage hier bleiben im Tsolmon-Camp. Heute starten wir um zehn Uhr zu einem Tagesausflug. In wenigen Minuten ist auf einem steilen Lavaweg, der dem Fahrer und seinem Fahrzeug wirklich das letzte abverlangt, der Vulkanparkplatz erreicht. Von hier aus geht es nur noch wenige Minuten steil bergauf bis zum Kraterrand. Ein überwältigender Anblick bietet sich dar. Der Kratertrichter ist hundert Meter tief und hat einen Durchmesser von zweihundert Metern. Die ganz mutigen umrunden den Krater des Vulkans, der vor achttausend Jahren zu letzten Mal aktiv war.

Beim Abstieg treffen wir den Nomaden, den wir gestern Abend in seinem Ger besuchten. Er hat sich mit seiner Frau unter die Einheimischen gemischt, um mit dem Verkauf von Airak, Tee, Milchprodukten, Wasser und Beeren ein paar Tugrik zu verdienen. Wie alte Freunde begrüßt er uns. Ein Teil der Gruppe quält sich zu Fuß durch das Lavageröll. Die anderen fahren mit dem Bus zum nahe gelegenen Terchijn Tzagaan-See, der während der Ausbrüche entstand. Er ist sechzehn Kilometer lang, bis zu zehn Kilometer breit und über zwanzig Meter tief. Ich umgehe das Lavafeld, komme dennoch als erster an und nehme sofort ein erfrischendes Bad. Die Busfahrer besichtigen noch die „Höhle des gelben Hundes“, um die sich eine Legende rankt, die kürzlich auch verfilmt wurde. Der Film läuft zur Zeit in den deutschen Kinos an.

Wieder ein Traumsee, wieder ein Traumwetter. Die Leute von Tsolmontravel haben ein Lamm geschlachtet und am Ufer für uns einen Herd aufgestellt. Daneben steht ein langer, gedeckter Tisch. Reinhold macht seine Angelversuche, nach dem er im Imbiss-Zelt nebenan zwei kapitale, frisch gefangene Seeforellen, erblickt hatte. Hier gibt es auch Lachse und Hechte. Josef, Gerlinde und Margot sind unterwegs. Günter sitzt am Ufer. Christa behandelt Regine. Carola macht Badeversuche und scheitert, weil sie es am Lavaufer versucht. Die anderen ruhen sich im Schatten des Busses aus. Sepp hat Hunger und zweifelt einmal mehr an Aiboras Zeitangaben. Unsere Fremdenführerin und unser Chauffeur helfen bei der Zubereitung des Essens. Hildegard erzählt in breitem Badisch die Geschichte von ihnen, sich beim Klettern über das Lavagestein, lösenden Wanderschuhsohlen.

Das Gericht, das die Küchenchefin vom Camp mit ihren fünf jungen Helfern zubereitet, heißt „Lamm in der Milchkanne“. In die Kanne werden heiße Lavasteine gelegt, darauf werden die Fleischteile, Kartoffeln, Zwiebeln und Mohrrüben geschichtet, dann wird der Topf aufs Feuer gestellt. Vorweg gibt es eine delikate Kohlsuppe, Reis in Seetangblättern, einen Gurken-Tomaten Salat und Essiggurken. Das Lammfleisch ist ein wenig zäh. Die Milchkanne hätte wohl noch eine halbe Stunde länger auf dem Feuer bleiben sollen, aber alle sind zufrieden. Aibora hat auch für Bier und Wodka gesorgt.

Bei der Rückfahrt bleibt der Bus an einer Engstelle zwischen zwei Felsen fast stecken. Nur mit Hilfe eines Einweisers kann er in Zentimeterarbeit durch das Nadelöhr gelotst werden. Zurück beim Camp setzt ein kräftiger Regenschauer ein, gerade als wir, Carola, Günter und ich, uns zum Reiten fertig gemacht haben. Denn, wie verabredet, warten die drei verwegenen jungen Männer schon mit ihren Pferden beim Bus. Bereits nach kurzer Zeit kommt die Sonne wieder durch. Ich werde aufs Pferd gehievt und Aibast, unser lässiger Guide mit schwarzen Schnürstiefeln, grauer Jogginghose und hellblauer Jeansjacke und Mafiosisonnenbrille, nimmt meinen braven Gaul in Schlepptau. Solange die Pferde in Schritt gehen ist das Reiten eine gemütliche und erhabene Angelegenheit. Beim Traben dagegen werden Wirbelsäule und gewisse Weichteile ganz schön strapaziert. An Galopp ist, zumindest für mich, nicht zu denken. Carola und Günter geben mir widersprüchliche Tipps für Körper- und Beinhaltung. Anfangs bin ich mehrmals dabei aufzugeben, dann überwiegt die Freude am Kontakt zu dem fremden Tier und wie es Steigungen, steinige Abschnitte und Bachdurchquerungen meistert. Aibast singt unentwegt leicht melancholische, sehr melodische und doch irgendwie fröhliche mongolische Volksweisen, dreht sich immer wieder zu mir um und zeigt sein aufmunterndes, breites Lachen. Wir revanchieren uns mit zwei Versen von „Sascha liebt nicht große Worte...“. Nach einer dreiviertel Stunde machen wir kehrt und halten beim Ger unseres Führers an.

Natürlich werden wir im Ger, das auch als Garage für ein Motorrad dient, freundlich empfangen und bewirtet. Wir müssen alles probieren und da mir beim gestrigen Besuch der Nomadenfamilie alles gut bekommen ist, greife ich schon etwas kräftiger zu. Es gibt getrockneten Quark, Rahmscheiben, einen recht milden, selber gemachten mongolischen Wodka und ziemlich saure Beeren. Die Verständigung geschieht mit Hilfe des einzigen uns bekannten mongolischen Wortes: „Sain – gut.“

Zurück beim Camp geht es gleich weiter, denn wir hatten versprochen noch einmal unsere Nomadenfamilie von gestern zu besuchen. Die Sofortbildkamera von Reinhold erweist sich als der Hit. Von allen benachbarten Gers tauchen Reiter auf und alle wollen abgelichtet werden und es wird immer schwerer zu entscheiden, wer das Bild bekommen soll. Im schärfsten Galopp brausen die

jungen Reiter auf den Fotografen zu und ihre Freude beim Reiten ist mindestens genau so groß, wie die Freude beim Anschauen der Bilder. Aibora hat alle Hände voll zu tun, die vielen Kinder aus ihrer Wundertüte zu beschenken. Die ganz kleinen bekommen jeweils einen Luftballon, ein Kuschtier und ein Bonbon. Einer der Reiter, ein zehnjähriger Junge, holt extra seine vierjährige Schwester, die vor ihm auf dem Pferd sitzt, aus seinem weit entfernten Ger.

Nach dem Abendessen hält Aibora eine besondere Überraschung für uns bereit. Eigentlich sollten wir ja die nächste Nacht im Camp Hogo 2 verbringen. Aber wir bleiben noch eine Nacht im Tsolmon-Camp, weil die Leute von Hogo 2 streiken. Sie hatten diesen Sommer wenig Touristen und der Chef gab seinen Angestellten keinen Lohn, weshalb sie die Arbeit niederlegten. Unter den Leuten im Camp ist auch ein Pferdekopfgeigenspieler. In mongolischer Tracht gibt er nicht nur mongolische Stücke zum Besten. Er versucht sich auch an „Alle Vögel sind schon da.“ Sein gefühlvoller Vortrag wird ebenso von der portugiesischen Reisegruppe und den anderen Campbesuchern beklatscht und das Küchenpersonal lauscht andächtig in der Durchreiche-Tür. Ein Mal versucht der junge Künstler ein Lied im sehr anstrengenden Kehlkopfgesang vorzutragen.

Eine spontane Umfrage in unserer Gruppe ergibt, dass eigentlich alle morgen im Camp bleiben und auf den geplanten Tagesausflug zu einem weiteren See, was drei Stunden Fahrt bedeutet hätte, verzichten wollen. Nach der Lokalrunde sitzen wir in kleinen Grüppchen gemütlich in den Gers beisammen. Aus dem Zelt von Carola und Troubadix erschallen deutsche Fahrten- und andere Lieder.

Samstag, 13. August 2005

Unser Ruhetag beginnt sehr rau, wolkenverhangen, und mit kurzen Regenschauern. Beim Frühstück gießt es in Kannen und wir sind froh, dass der für heute geplante Ausflug gestrichen wurde. Der Vormittag wird mit Schlafen, Lesen, Kartenschreiben und Gesprächen verbracht. Der junge Mann hinter der Theke, der gestern Abend ständig einschlief und heute Morgen immer wieder seinen Kopf auf die Arme legte ist nicht müde, sondern krank. Er hatte vor einem Jahr einen Autounfall und seitdem wird er häufig von Kopfschmerzen geplagt. Reinhold gibt ihm Tabletten aus seiner gut sortierten Apotheke, Christa legt ihn auf ihr Bett und behandelt ihn mit ihren heilenden Händen. Daraufhin fällt der junge Mann in tiefen Schlaf. Im Gespräch erfahren wir später, dass seine Freundin in Salt Lake City arbeitet und er hier im Camp jobbt, um Geld zu verdienen und ihr folgen zu können. In der Gruppe entwickelt sich daraufhin eine Diskussion um die Mormonen.

Ich verlege den Mittagsschlaf nach vorne und starte sofort nach dem Essen zu einer kleinen Wanderung Richtung See. Teilweise führt der Pfad über flechtenbedeckte Lava, Felsen und sumpfweiße Wiesen oder ich wähle die ausgefahrenen Pisten. An einem Felsen entdecke ich einen tellergroßen Champignon. Ein ehemaliger Armeelastwagen auf dessen Ladefläche zwanzig fröhliche Mongolen sitzen, überholt mich, ebenso ein Teil unserer Portugiesengruppe hoch zu Ross. Da der See in einer knappen Stunde erreicht ist, laufe ich weiter zur „Höhle des gelben Hundes“, wo ich erneut die Lastwagenmongolen treffe, die aus Tsetserlek kommen und einen Betriebsausflug machen. Eine Zeit lang muss ich den Regenumhang überstreifen, dann kommt wieder die Sonne raus. Nach zwei Stunden ist der gestrige Sandstrand erreicht, an dem ich der einzige Badegast bin, beobachtet von der Betriebsausflugesellschaft, die eigentlich gekommen ist, um die Seevoos aus Lavastein zu besichtigen. Nach knapp vier Stunden und einer Wegstrecke von etwa vierzehn Kilometer bin ich zurück im Camp.

Günter versucht gerade das tiefe Grollen eines mächtigen, schwarzen Yakbullen aufzunehmen. Klaus ist von einer Bergtour zurückgekehrt und macht sich gerade reitfertig. Recht wackelig sitzt er auf dem braven Tier. Auch Reinhold wagt einen Ausritt, hat aber zunächst Probleme sein Pferd zu wenden. Margot, die über Reit-Erfahrung verfügt, wirkt souverän. Günter wartet auf Carola, die sich gestern Blasen an dem Körperteil holte, mit dem die Reiterin den Sattel berührt. Sie möchte aber dennoch einen Ausritt wagen. Sepp, Christel, Barbara, Hildegard und Horst kommen begeistert von einer Bergwanderung zurück. Barbara kehrt noch einmal. Sie will die Kinder beschenken, die ihr geholfen hatten einen Bach zu überqueren. Melitta, die Hand weiterhin in der Schlinge, sitzt in der Sonne und liest.

Die Reiter kehren hoch zufrieden heim. Reinhold läuft etwas breitbeinig. Nur Troubadix fehlt. „Das Pferd findet den Weg“, beruhigen uns die Pferdebesitzer. Das Camp füllt sich. Israelis, Spanier, Franzosen, Italiener sind angekommen. Wir, die Deutschen, speisen um neunzehn Uhr, eine Stunde später folgt der Rest. Insgesamt sind sechundsiebzig Personen in dem Rundzelt beisammen. Das Essen verdient sich unter den bisherigen Speisen die Bestnote. Wohlgenährt und gut eingepackt, es weht ein steifer Wind, lassen wir uns draußen von den letzten Sonnenstrahlen erwärmen.

Sonntag, 14. August 2005

Die Nacht war empfindlich kalt. Aber schon um sechs Uhr kommen die guten Geister und schüren den Ofen ein. Das himalajaerprobte Thermometer von Horst zeigt Null Grad. Reinhold und Margot verfassen einen kurzen Dankestext für das „Visitor Book“. Beim Frühstück hätte es sich gelohnt, wie übrigens

häufig, noch länger zu warten und nicht so viel zu essen. Denn nach einer halben Stunde werden leckere Pizzateile angeboten, aber die meisten Frühstücksgäste sind bereits satt.

Im Bus hält Aibora eine kleine Ansprache: „Ich habe mich bei den Leuten von der Küche bedankt. Auch den beiden Kellnerjungen und den Ofen-Mädchen habe ich mich mit einem Trinkgeld aus der Gruppenkasse bedankt. Leider ist ein Junge, der eine freundliche Kellner, heute entlassen worden. Er hat in der Nacht zu viel getrunken. Und am Morgen hat er das falsche Besteck aufgedeckt. Und in der Küche hat er alles durcheinander gebracht.“

Die Halbzeit unserer Tour ist überschritten und so fahren wir zurück in östlicher Richtung. Schon um halb neun setzt sich der zuverlässige Allradbus in Bewegung. Es folgen vier Stunden Non-Stop-Fahrt mit den mittlerweile gewohnten Straßenbedingungen: Mal Holperpiste, mal Rumpelstraße, und mit den bekannten, aber immer neu faszinierenden Bildern. Ganz nah kommen wir heute den Geiern, die am Straßenrand, und den anderen Raubvögeln, die auf einem Brückengeländer sitzen.

Endlich hat Aibora ein Einsehen und genehmigt zehn Minuten Pause, um „zu den Pferden zu gehen“. Wenig später, am Tamir Fluss, ganz in der Nähe des „Felsbrocken-Camps“ findet bei strahlender Sonne ein ausgedehntes Picknick statt. Das in Styroporschachteln verpackte Mittagessen ist viel zu reichlich und die Nomadenkinder aus der nah gelegenen Gersiedlung ziehen mit den weißen Styropor-Kisten glücklich von dannen. Ich nehme ein kurzes Bad im Tamir. Josef erzählt uns von seiner Zeit in den USA.

Auf der Weiterfahrt muss zum wiederholten Male eine der zahlreichen Gebirgsflüsse auf einer brüchig wirkenden Holzbrücke überquert werden. Einige der Bretter sind gebrochen oder abgesackt, da und dort sprießen Nägel aus dem Holz. Mungo meistert den Slalomkurs mit Bravur. Aber irgendwann wird die Brücke wohl den Geist aufgeben, so wie die nächste, die metergroße Lücken aufweist. Da heißt es: Eine Furt suchen. Mungo findet immer eine. Und der Applaus ist ihm sicher.

Der kurze Stopp in Tsetserlek dauert nur eine halbe Stunde. Endlich erreicht Regine per Handy unseren Sohn Juri und erfährt, dass Nastja mit Blasensprung ins Krankenhaus gebracht wurde. „Dann wird es ein Sonntagskind“, meint Christa lapidar. Nach den Wodka-usw.-Einkäufen beginnt ein neuer Härtetest für Mungo und seinen Bus. Zunächst müssen jedoch zwei grässlich zerfallene und verlassene Industrieanlagen am Rande der Bezirkshauptstadt passiert werden. Dann geht es auf extrem ausgewaschenen Fahrspuren mal steil bergauf, mal bergab. Die Schräglage des Busses ist mitunter so abenteuerlich schief, dass wir fürchten jeden Moment umzukippen.

Um halb sechs ist das Camp bei den heißen Quellen von Tschenger erreicht. Hier haben sich gleich zwei Ferienanlagen für Touristen angesiedelt. Die Gers sind nicht ganz so sauber und nicht ganz so gut eingerichtet wie die bisherigen. Bei Regine und mir fallen die Betten fast auseinander. Ein Mädchen repariert sie notdürftig mit Hilfe eines großen Steines. Dafür ist das Freiluftbecken ein umso größerer Spaß und Josef sagt: „Do hörst as wia de schrein, de wollüstigen Weiber.“ Der Kommentar von Horst ist ebenso typisch: „Ich hab mir mal die Quelle angeschaut, wie die gefasst ist. Na ja, das sieht schon recht mongolisch aus. Wenn die nicht ihre Ovoos hätten, wäre hier schon alles verreckt.“ Anschließend erklärt er einigen Umstehenden das deutsche Rentensystem.

Das Abendessen stößt auf Kritik: Das Rind war alt und zäh, der Reis kalt. Nur die Vegetarierinnen sind zufrieden. Sehenswert ist die junge Bedienung mit ihrem maskenhaft geschminkten, weißem Gesicht, mit den irrwitzig hohen Bleistiftpumps und Mini-Minirock. Im Ger dreizehn, vom Doktor und Co., das so heruntergekommen ist, dass deren Bewohner in ein anderes umziehen dürfen, findet ein Mongolei-Info-Abend statt. Aibora beantwortet Fragen zum Bildungs- und Gesundheitssystem des Landes und zu der Situation der Bevölkerung, insbesondere der Nomaden, nach dem Zusammenbruch des Kommunismus.

Auch schon vor der Perestroika gab es die achtjährige Schulpflicht, die damals konsequent durchgesetzt wurde. Wer gute Leistungen brachte, wurde gefördert. So erhielt Aibora ihr Stipendium und konnte studieren. Dann erzählt sie weiter: „Auch jetzt gilt diese Schulpflicht, aber es fehlt an Lehrkräften. Die werden einfach zu schlecht bezahlt. Zwanzig bis fünfzig Prozent der Kinder, die Meinungen über die Zahlen gehen auseinander, besuchen keine Schule mehr. Vor allem in der Hauptstadt ist die Lage prekär: Klassen von vierzig bis sechzig Schülern sind die Regel. Wer es sich leisten kann, schickt seine Kinder auf teure Privatschulen, in denen auch russische, amerikanische, deutsche und japanische Lehrer unterrichten. In den Bezirkshauptstädten ist die Lage ein klein wenig besser. Dort sind die Klassen kleiner und die Nomadenkinder leben in Internaten. Der Besuch dieser Internate ist auch heute noch kostenlos. Viele Kinder sitzen den ganzen Tag vor dem Fernseher. Wer die acht Jahre Schule geschafft hat, kann eine ein bis zwei jährige Lehre machen und wer arbeiten will, der findet auch Arbeit. Es besteht auch die Möglichkeit eine weiterführende Schule zu besuchen und die Aufnahmeprüfung für die Universität zu machen. Dabei kommt es durchaus vor, dass Nomaden wieder in ihr Ger zurückkehren.“

Ja, und der Umweltschutz ist ein Problem. Die Entwicklung war einfach zu schnell. China wirft viel Billigware auf den Markt, vor allem Plastikartikel. Recycling oder wenigstens Entsorgung ist unbekannt. Während der kommunistischen Ära wurden alle Nomaden gezwungen Genossenschaften zu

gründen. Erstaunlich, dass sie schnell wieder zurückfanden zu ihren alten Traditionen. Zur Situation der Familie berichtet Aibora: „Vor der Wende gab es keine Verhütungsmittel. Dafür bekamen die Frauen für ihre Kinder einen Orden. Je mehr Kinder du hattest, desto größer war der Orden. Und für damalige Verhältnisse gab es ein sehr gutes Kindergeld. Heute hat eine Nomadenfamilie durchschnittlich nur noch drei bis vier Kinder. In der Stadt sind es nur noch ein bis zwei Kinder pro Familie. Trotzdem sind auch heute fünfzig bis sechzig Prozent der Mongolen unter fünfunddreißig Jahre alt.“

Aibora fährt fort: „Seit Jahrhunderten gibt es ein Gewohnheitsrecht für die Nomaden, hinsichtlich der Landverteilung, das unter den Sippen ausgehandelt wird. Futtermittel für die Tiere für die Winterzeit werden in der Regel nicht angelegt. Das führt beim lange anhaltenden, strengen Winter dazu, dass viele Tiere erfrieren. Neuerdings werden von den Nomaden auch Steuern erhoben, die pro Tier bezahlt werden müssen. Ansonsten lebt der Staat von den Verbrauchsteuern, die auf alle Konsumgüter erhoben werden. Auch aus den halbstaatlichen Kupfer- und Goldminen fallen Einnahmen für den Staat an. Ein leidiges Thema ist der Aufbau der verarbeitenden Industrien. Die Politiker reden, und reden, und reden, aber sie tun gar nichts.

Es gibt jetzt auch in der Mongolei eine Krankenversicherung, die für Kinder bis zum sechzehnten Lebensjahr frei ist, die aber im Ernstfall nicht viel hilft. Wenn du eine gute Behandlung willst, dann musst du bezahlen, vielleicht eine Schaf oder eine Ziege, so ist das. Medizinische Hilfe kommt auch aus dem Ausland: aus Europa, Amerika und Japan. Und was die Lage auf dem Arbeitsmarkt betrifft, reicht eine Arbeitsstelle oft nicht aus, um die Familie zu ernähren. Der Durchschnittsverdienst liegt bei hundert bis zweihundert Dollar im Monat, die Rentner bekommen etwa vierzig Dollar. Das reicht zum Überleben nicht aus und die Kinder müssen helfen.“

Eine unserer vielen Fragen betrifft die fehlenden Friedhöfe. Aibora erklärt: „Noch heute bestatten die meisten Nomaden die Verstorbenen irgendwo unter der Erde. Die werden nicht tief eingegraben, nur etwas Erde drauf und fertig. Der Bestattungsort wird nicht besonders gekennzeichnet. Wir gehen da auch nicht hin. Wir besuchen unsere Toten nicht. Wir behalten die Toten in unseren Herzen“.

Montag, 15. August 2005

Der heutige frühe Morgen wird für Christa und Klaus zum unvergesslichen Erlebnis der negativen Art. Das Ofenrohr setzt das Dachrund in Brand. Die beiden Bewohner stürzen aus dem Ger und Klaus schreit laut: „Feuer, Feuer.“ Nur Sepp wacht auf, aber da sind die mongolischen Feuermädchen bereits mit Wasser zur Stelle. Das Restglimmen wird mit Handtüchern erstickt. Auch

Carola weiß von einem nächtlichen Missgeschick zu berichten. Erst fiel eine Latte aus dem Bettrahmen, die Günter wieder einsetzte, dann krachte das ganze Bett zusammen und Carola schlief auf dem Boden weiter.

Klaus erholt sich von dem frühmorgendlichen Feuererlebnis im heißen Schwefelbad. Beim Frühstück erleben wir die Ungleichbehandlung der Nationen. Die Italiener bekommen ein leckeres Omelett, die Deutschen werden mit Dosenwürstchen abgespeist. Nach Aiboras Intervention und einem Hinweis auf die Vegetarierinnen erhalten auch wir die Ei-Köstlichkeit.

Die ersten Kilometer auf der Fahrt Richtung Karakorum führen durch wabberiges Sumpfgebiet. Einmal muss Mungo sogar aussteigen, um die beste Route zu erkunden. Wir verlassen den Bus ebenfalls und erleben einmal von außen, wie unser Elitefahrer die schwierige Passage meistert. Auch mehrere Flussläufe müssen wieder einmal durchquert werden und zweimal lässt Horst es sich nicht nehmen, die Furt barfuss zu durchschreiten, um ein attraktives Camel-Trophy-Foto zu schießen. Seltenheitswert hat ein gigantisch großes, ehemaliges Kartoffelfeld, das allerdings brach liegt. Während der Fahrt spinnt Klaus sein Seemannsgarn, erzählt von Monster-Wellen, die die Bullaugen seines Frachters durchschlugen und von einem Leck, das er mit Speck abdichtete. Er hat in Josef einen interessierten Zuhörer.

In dem Dorf Tencher zeigt Aibora uns die kleine, weiß getünchte Klinik und sagt, dass es in jedem Städtchen zwei größere Gebäude gibt, die Schule mit dem Wohnheim und eben eine Klinik. Eine Errungenschaft aus der ehemaligen Sowjetunion. Hier in Tencher gibt es auch ein recht provisorisch aus Blech und Holz zusammen gebasteltes buddhistisches Tempelchen. Auf der Weiterfahrt, die ockergelbe Straße ist mal wieder in eine achtspurige Piste übergegangen, überholt uns ein vierzig Jahre alter Moskwitschkombi, besetzt mit acht winkenden Insassen. Gleich danach begegnet uns eine, wohl europäische, Mountainbikergruppe mit ganz kleinem Gepäck. Das große Gepäck wird im Geländewagen transportiert.

Während wir „nach den Pferden schauen“, macht Mungo den Bus sauber. Liebevoll ist er um sein Fahrzeug und um uns besorgt. Im Dorf Chotont fragt Aibora an der Steppentankstelle nach dem Weg, der zu den Ruinen der Charbalgas im Orchontal führt. Ein Motorradfahrer mit Frau und vierjährigem Sohn, die auch in die Gegend wollen, erklären sich bereit uns voranzufahren. Die hübsche Frau, mit dem markanten, von harter Arbeit geprägten Gesicht, im kleidsamen blauen Deel, fährt mit dem rotbackigen Jungen bei uns mit. Hier in Charbalgas gab es im neunten und zehnten Jahrhundert ein großes Handelszentrum des Uigurenreiches an der Seidenstraße und hier findet unser Picknick zusammen mit der kleinen mongolischen Familie statt. Günter macht

sich auf den Weg zu zwei mongolischen Reitern, denen er stolz zeigt, dass er den mongolischen Pferdeknoten zum Anbinden der Tiere beherrscht.

Noch immer befinden wir uns im Orchontal, wo zahlreiche Hirschsteine gefunden wurden und wo auch die Türken ihre Spuren hinterlassen haben. Auf den Dächern von zwei Winterstallungen liegen Berge von Grünzeug. „Das sind Brennesseln“, erklärt Aibora. „Die Nomaden kochen daraus einen Sud für die Pferde, den die Tiere im Winter bekommen, wenn sie krank oder entkräftet sind.“

Bereits um drei Uhr erreichen wir das Tagesziel, die ehemalige Hauptstadt Karakorum, heute eine Ansammlung von Hütten, ein paar Läden, einer Bank und etlichen Steinbauten: Schule, Klinik, Bezirksverwaltung usw. Hier gibt es sogar einen Flughafen. Aber dort landet selten mal eine Maschine. In seiner Nähe liegen vier Gers.

Endlich stellt unser Handy eine Verbindung her und wir erfahren per SMS von unserem erstgeborenen Sohn Tim, dass der zweitgeborene Juri und seine Frau Nastja Eltern der am Samstag 14. 08. 2005 um sechzehn Uhr geborenen fünfundfünfzig Zentimeter großen und dreitausendfünfhundert Gramm schweren Larissa geworden sind. Und wir sind zum dritten Mal glückliche Großeltern.

Die Lage des Camps von Karakorum ist landschaftlich eher reizlos, aber die Ausstattung seiner Gers ist recht komfortabel. Es gibt Licht, Stromanschluss, Stühle, Garderobe, einen Tisch und zwei Regale. Aibora verordnet uns Ruhe bis zum Abendessen, aber da wir noch vier Stunden Zeit haben, beschließt die Gruppe einen weiteren Besuch bei einer Nomadenfamilie. Deren Ger steht einsam in der Weite, an einem ausgetrockneten Flusslauf, in dem genügend getrocknetes, blassgraues Schwemholz zum Heizen herumliegt. Im blitzsauberen, gemütlichen Ger begrüßt uns die immer fortlächelnde Großmutter, die nicht immer hier lebt. Reihum besucht sie ihre neun Kinder. Hier in dieser Jurte wohnt ein Sohn, der sich eher reserviert zeigt und erst dann auftaut, als er das Sofort-Foto von Reinhold zu sehen bekommt. Seine junge Frau hält uns stolz den einjährigen Sohn entgegen. Bald wird die Familie mit ihm das Haarfest feiern, bei dem beim Jungen zum ersten Mal die Haare geschnitten werden. Das Ritual soll unter anderem bewirken, dass das Kind keine Glatze bekommt. Die Mädchen sind ein Jahr später dran.

Der Salztee, den uns die zartgliedrige junge Mutter zubereitet, ist mild und dennoch geschmackvoll. An der gegorenen Stutenmilch, Airak, wird aus Angst vor Durchfall nur genippt. Aibora weist mich darauf hin, dass ich bei meiner Frage nach den Töpfen auf dem Regal nicht dorthin zeigen darf. „Da denken die Leute, sie sind bei einer Gerichtsverhandlung“, sagt sie zu mir. Dann erzählt die Oma, dass zwei ihrer Söhne Kraftfahrer sind und ein Sohn als Jurist in der Stadt

arbeitet. Alle neun Kinder leben nicht weit von hier. „Die alten Leute“, erzählt Aibora, „trennen sich noch zu Lebzeiten von ihren Habseligkeiten. Sie wissen, dass sie bald sterben und darum übergeben sie ihre Sachen nach und nach an die Kinder.“

Auf der Weiterfahrt nach Karakorum nehmen wir die zweite Tochter der alten Nomadin, die uns ebenfalls freundlich im Ger bewirtete, mit in die Stadt. Dort werden in einem schmalen Supermarkt alle Einkaufswünsche erfüllt: Wodka, Bier, Saft, Kekse. Als wir zurückkehren ins Camp sind dort weitere Gäste eingetroffen: Eine deutsche Gruppe mit unserer Altersstruktur, eine ausgeflippte englische Familie, Italiener und Franzosen. Aibora schenkt jeder und jedem von uns beim Abendessen einen blauen Ehrenschal. Regino und ich geben eine Flasche Wodka aus und wir stoßen an auf unser drittes Enkelkind Larissa. Die Nacht wird wieder kalt und Aibora, die keinen Ofen im Ger hat, wird - im Kältenotfall - von Christa und Klaus in deren Zelt eingeladen. Der Notfall tritt aber nicht ein. Die anderen kümmern sich um die Holzorganisation und darum, das ausgegangene Feuer neu zu entfachen.

Dienstag, 16. August 2005

Heute dürfen wir ausschlafen. Dafür müssen die Gerbewohner selber einschüren. Um zehn Uhr bringt uns der Bus zum lamaistischen Kloster Erdenesu. Es wurde auf den Resten der ehemaligen Hauptstadt von Saju Khan im sechzehnten Jahrhundert errichtet. Schon neunhundert Jahren zuvor war hier von Khan Bogotschur eine Klosteranlage gebaut worden. Wegen des überaus wechselhaften Klimas und den schneidend scharfen Sandstürmen wurde Karakorum letztendlich als Hauptstadt aufgegeben. Das im sechzehnten Jahrhundert erstellte Kloster wurde während der Kriege mit den Chinesen (Mandschuren) fast völlig zerstört, um 1717 wieder aufgebaut und um 1810 noch einmal renoviert.

Aibora betont einerseits erneut, dass die Russen die einzigen waren, die die Mongolei anerkannten und im Bereich des Bildungswesens sowie in der Medizin und Hygiene Vorbildliches leisteten. „Den Russen verdanken wir zum Beispiel die Einführung der Bettwäsche“, sagt Aibora. Andererseits verschweigt sie nicht, dass der Buddhismus praktisch verboten war. „Fast alle Klöster wurden geschleift, die meisten Mönche wurden umgebracht, die Menschen versteckten alle religiösen Schriften, Bilder und Gegenstände. In den Siebzigern und Achtzigern Jahren wurde seitens der Sowjetunion eine gemäßigte Religionspolitik gefördert und es konnten wieder Mönche ausgebildet werden. In der Mongolei gehören sie einer Richtung an, die eng verbunden ist mit den schamanistischen Elementen. Im Vordergrund stehen nicht die Meditation oder das Studium der heiligen Schriften, sondern die praktische Ausübung der Religion. Neunzig Prozent unserer Mönche sind verheiratet. Sie leben zu Hause

und arbeiten lediglich tagsüber gegen Bezahlung im Kloster. Das wissen nur die wenigsten Touristen.“

Lebendig erinnert sich Aibora an den Besuch des Dalai Lama in der Mongolei, im Jahre 1982. „Ich war damals ein Kind und lebte bei meiner Großmutter.“ Dann erklärt sie die zwei wesentlichen Strömungen des Buddhismus: „Es gibt diszipliniert-meditative Richtung, die der Dalai Lama repräsentiert und die weltlichere des Panchen-Lama, der von den Kommunisten unterstützt wird. Allen Buddhisten gemeinsam ist das Warten auf die nächste Gottheit nach Buddha, auf den Gott Maitreya, der bereits im Blick auf die Zukunft in einem der Klostertempel dargestellt wird.“

In einem der Gotteshäuser findet gerade eine Gebetszeit statt. Vor dem Gebäude müssen sich zwei junge Klosterschüler in ihren weinroten Gewändern zur Strafe für irgendein Vergehen, ich glaube sie kamen zu spät zum Unterricht, einige hundert Male auf Steinplatten niederwerfen. Zwischen den laut betenden Mönchen im Tempel, der Sprechrhythmus erinnert an unseren Rosenkranz, pilgern die Touristen herum. Bei einem der meist kahl geschorenen Mönche klingelt das Handy und er geht zum Telefonieren nach draußen. Die halbwüchsigen Klosterknaben in der hintersten Reihe quatschen und kichern wie unsere Konfirmanden auch. Aibora weist auf die Oberflächlichkeit des mongolischen Buddhismus hin, betont aber gleichzeitig die religiöse Toleranz ihrer Landsleute und die absolute Religionsfreiheit, die 1990 eingeführt wurde. Diese führte leider dazu, dass alle nur denkbaren Kirchen, Sekten und Religionsgemeinschaften in der Mongolei versuchen die Anhänger zu gewinnen. „Einer in der Familie ist Buddhist, einer ist Muslim und einer gehört zur Moon-Sekte“, sagt Aibora. „Aber alle werden nach unserer buddhistisch – schamanistischen Sitte begraben.“ Dabei lacht sie ein wenig triumphierend in sich hinein.

Von der eigentlichen Stadt Karakorum ist nichts mehr zu erkennen. Seit 1898 gibt es Ausgrabungen, die durch ein mongolisch-deutsches Team in den letzten Jahren wieder in Angriff genommen wurden. Aus diesen Funden lässt sich die Stadt in etwa rekonstruieren. Jedenfalls gab es Gebetshäuser für alle Weltreligionen, es gab viele Handwerksbetriebe und Handelshäuser.

Zurück im Camp nehmen wir ein kurzes Mittagessen ein und besichtigen danach die zweite von ehemals wohl vier steinernen Schildkröten. Sie sind auf dem Rücken quadratisch eingekerbt und dienten den Stützpfeilen einer Palastjurte des Fürsten als Fundament. Von dem Schildkrötenplatz aus hat man einen guten Ausblick auf die mit achthundert Stupas gezielte Klosterschutzmauer im Tal. Natürlich finden sowohl beim Kloster, als auch hier oben zahlreiche Souvenirkäufe statt. Die Angebote können nur teilweise aufgelistet werden: Schnupftabakdosen aus Stein, aus Knochen und aus Halbedelstein,

Gebetsmühlen und andere rituelle Gerätschaften, Silberschmuck, rechteckige, flache, schwarze Holzschachteln mit losen Blättern voller religiöser Texte, Dosen und Schalen, Münzen, Bernsteinketten, Buddhabilder, Filzschuhe, edle Dolche, Flöten aus Stein, Holz oder Bambus, auf alt getrimmten Teekannen usw. Die beiden Münzen kaufe ich dem jungen Mann nur ab, weil wir ins Gespräch kommen: Er arbeitet seit fünf Jahren in der Ukraine und jetzt jobbt er in Karakorum als Musiklehrer.

Auf der Rückfahrt wird die Souvenirjägeri im Shop der Klosteranlage fortgesetzt. Die Aussage im mongolischen Reiseführer, dass man in der Mongolei nicht Handeln kann, darf als Gerücht bezeichnet werden. Selbst die kleine, zehnjährige Verkäuferin, bei der ich zwei Pferdekopf-Löffel kaufe, weiß wie es geht: „How much?“, frage ich sie. „Two Dollars“, antwortet sie. „And how much for two?“ „Four Dollars“. „No“, sage ich. Und sie: „What’s your price?“ Ich weiche aus und frage: „How much in Tugrik?“ Sie zückt den Taschenrechner und hält ihn mir hin. „Viertausendachthundert“. „No“. Das Mädchen reicht mir den Taschenrechner und will, dass ich meinen Preis eintippe, was ich tue: „Dreitausend“. „Okay“, sagt sie und grinst über das ganze Gesicht.

Wie schon in Usbekistan ist Barbara die eifrigste Souvenirjägerin. „Du musst in deinem Haus in Altmannstein ja schon ein kleines Museum eingerichtet haben.“ „Ja, ja“, lacht sie. Ich suche ein Erinnerungsbild für unser neues Büro in der Permoser Straße, aber nichts gefällt mir. Zurück im Camp erwartet uns die Folkloregruppe „Mongul Ayalguu“ (Mongolische Melodie): Zwei Frauen, ein athletischer, wuchtiger Mann und ein junges, kleines, gertenschlankes, vielleicht zwölf Jahre altes Mädchen, die drei erstgenannten in malerischen mongolischen Kostümen.

Die ältere der beiden Damen begrüßt uns freundlich, Aibora übersetzt. Die jüngere führt einen Tanz vor, der den Titel „Mongolisches Mädchen“ trägt. Dann stellt der starke Mann, der mich an einen Gewichtheber erinnert, die vier Arten des Kehlkopfesanges vor, bei denen die Töne eigentlich aus dem tiefsten Körperinneren zu kommen scheinen. Er begleitet sich selbst auf einem zweiseitigen Instrument, das der kasachischen Dombra sehr ähnlich ist. Die Frau, die uns begrüßte, singt ein so genanntes Langtonlied mit dem Titel „Endlose Steppe“.

Nach einem mongolischen Tanz tritt die Zwölfjährige als Schlangemädchen auf und begleitet ihre fantastische Gummikörper-Darbietung mit einem immer währenden strahlendem Lächeln. Der Kehlkopfsänger erntet viel Applaus mit einem alten Gebirgslied. Völlig unbekannt ist mir die mongolische Zither, eine Mischung aus Harfe und Gitarre mit einem sehr romantischen Klang. „Steppenlied“ und „Das schwarze Pferd“ heißen die beiden Melodien, die uns

vorgestellt werden. Ein Schamanentanz beendet die beeindruckende Vorstellung.

Eine Weile stehen wir noch mit den Künstlern beisammen, kaufen CDs und überreichen einige unsere Gastschenke. Die Freude bei den Beschenkten ist sichtbar. Wie die Kinder freuen sich die vier über die Sofortfotos, die Reinhold draußen beim gleißenden Sonnenlicht vor einem Ger schießt.

Mittwoch, 17. August 2005

Noch am Vorabend habe ich mir einen kleinen Stoß Holzspäne zurechtgelegt und so gelingt es mühelos die Morgenkälte im Ger mit einem wärmenden Feuer zu überwinden. Beim Frühstück entsteht ein Gespräch über den Zustand der Gers und den Service. Insgesamt sind wir angenehm überrascht, von kleinen Ausnahmen abgesehen. Der Empfang, die Helferinnen und die Bedienungen sind immer freundlich und zuvorkommend. Beim Essen sind die mongolischen Köchinnen bemüht den europäischen Gaumen zufrieden zu stellen. Die sanitären Anlagen und die Einrichtung der Gers sind einfach, immer sauber, aber manchmal recht notdürftig repariert oder etwas lädiert. Ich frage Aibora: „Was hast du denn heute hinsichtlich des Essens auf dem Bewertungsbogen geschrieben?“ Und sie antwortet: „Na ja, es war zu klein.“ Tatsächlich müssten wir hier im Karakorumcamp etliche Male nachhaken, bis wir satt wurden.

Heute liegt nur eine Gesamtstrecke von achtzig Kilometer vor uns, von denen der Großteil ausnahmsweise eine fast holperfreie Teerstrecke ist. Zum ersten Mal begegnen wir Kamelen, die hauptsächlich im Bereich der Wüste Gobi anzutreffen sind. Sie haben Angst vor den fremden Menschen und drängen sich dicht zusammen. Zweiter Halt ist an einem Riesen-Ovoo, umwickelt mit aneinander geknüpften Ehrentüchern und übersät mit Geldscheinen und Utensilien des täglichen Lebens. Die dreimalige Umrundung nimmt ganz schön Zeit in Anspruch. Den ganzen Tag ist es wolkenlos klar und blau, die Sonne hat zu ihrer alten Kraft zurückgefunden. Wie so oft taucht aus dem nichts ein Reiter auf. Es ist ein vielleicht elf bis zwölf jähriger Junge, der auf uns zureitet und dann einfach stehen bleibt und schaut. Bettelnde Kinder sind uns eigentlich nie begegnet. Der Junge lässt sich geduldig fotografieren und kommentarlos nimmt er die kleinen Geschenke entgegen.

Im Hintergrund tauchen helle Flächen vor einer Bergkette auf. Es sind die Sanddünen von Elsen Tasarkaj, von denen niemand weiß, wie sie entstanden sind. Bewachsen sind sie mit niedrigen Büschen und birkenartigen Bäumen. In der Nähe eines Camps, legen wir eine kurze Pause ein und stampfen durch den extrem feinen Sand. Melitta füllt sich gleich eine kleine Plastiktüte von dem braunen Puder ein. Sie ist Sandsammlerin und hat daheim bereits sechzig

Sorten. Auch Barbara nimmt eine Probe mit für ihren Enkelsohn. Er wird ihn in der Schule abliefern.

Wir nähern uns dem Hogno Han Gebirge und damit unserem Camp. Der letzte Zwischenstopp gilt einer grandiosen Felsformation inmitten der baumlos kargen Weidelandschaft. Ausgerechnet zwischen den Felsen wachsen die einzigen birkenähnlichen Bäume, die uns schon kurz zuvor in den Sanddünen auffielen. Besondere Attraktion erreicht der Felsenbesuch durch die Anwesenheit einer Ziegenherde, die offensichtlich einen Spaß daran hat, zwischen den Steinen herum zu springen. Die Lage des Camps, malerisch eingebettet in ein grünes Hochtal und angeschmiegt an eine grandiose Felsformation, löst nicht nur bei Margot und Horst Begeisterungsrufe aus. Die Gers sind sehr groß, allerdings spartanisch eingerichtet. Aber es gibt alles, was wir brauchen: Bett, Hocker, Tisch und Ofen. Den werden wir heute Nacht wohl gar nicht brauchen.

Das Mittagessen, das um fünfzehn Uhr beginnt, ist reichlich, warm (was nicht immer der Fall war) und es wird an allen Tischen fast gleichzeitig serviert (was wir sehr selten erlebten). Während des Essens erzählt uns Aibora, dass sie in diesem Jahr mit Reinhold Messner und einem deutschen Filmteam von Arte achtzehn Tage in der Mongolei unterwegs war. Sie erlebte den weltberühmten Abenteuerer so, wie viele andere auch, als geizig, respektlos gegenüber den anderen und egoistisch. „Trotzdem“, sagt sie „ist er ein netter und interessanter Mensch.“ Die Filmleute lobt sie in den höchsten Tönen: „Die versuchten wirklich die Menschen zu verstehen, denn die waren schon überall in der Welt.“

Gleich nach dem Essen fahren wir noch einmal los zum nahe gelegenen Kloster Erdene Hombyn Hiid, in dem uns die Schwiegermutter von Tonga – sie bewirtete uns in Ulan-Bator – begrüßt. Die alte Dame trägt ein langes, priestergelbes Seidenkleid und erläutert die Geschichte des Klosters. Im sechzehnten Jahrhundert ließen sich zwei mongolischen Fürsten in Lasa in Buddhismus unterrichten. Der ersten der beiden Khane paktierte mit den Mandschuren, der zweite wollte unabhängig von der Mandschurei sein. Daraufhin kam es zum Kampf in dessen Verlauf der Mandschureisymphisant fliehen musste. Das Kloster wurde bei diesen Kämpfen zerstört, ein neues wurde errichtet. In unserer Zeit, während die Sowjets herrschten, wurde auch dieses Kloster ausgelöscht. In ihm hatte einst der Großvater von Tongas Schwiegermutter als Priester gewirkt. Bis 1992 war es nur eine Ruine. Dann fanden sich Sponsoren, die es wieder aufbauten.

Die Anlage besteht aus mehreren, teilweise in den Berg hinein gebauten kleinen Gebäuden. Vor dem Tempel, in dem wir uns informieren lassen, sitzen schon eine Menge Mongolen, die darauf warten, dass der Priester kommt und mit der Tempelzeremonie beginnt. Ein kleiner, flinker Junge mit dickem Schlüsselbund am blauen Ehrentuch führt uns durchs Gelände und sperrt das Bergtempelchen

auf, in dem nur eine überdimensionale Gebetstrommel installiert ist. Der winzige Souvenirladen verhilft mir endlich zu drei Bildern für mein Büro, die in etwa meinem Geschmack entsprechen. Die Preise in diesem abgeschiedenen Geschäft sind nur halb so hoch, wie in dem vergleichsweise turbulenten Karakorum.

„Der Schamanenfelsen“, sagt Aibora, „den wir jetzt besuchen, wird nur für die Touristen so genannt. Denn in dieser Gegend gibt es gar keine Schamanen. Es handelt sich einfach um eine Felsformation, die die Menschen aus der Umgebung verehren, zu dem sie wie zu einem Ovoo kommen und an der sie ihre Opfergaben niederlegen.“ Günter, Karola und Margot erklimmen das stattliche Steinmassiv. Horst, Hildegard (die blaue Bergziege), Klaus und Christl sind unterdessen zu Fuß unterwegs über die Gebirgsfelsen zu unserem Camp von „Nature Tours“.

Das Abendessen ist ein Genuss. Zum ersten Mal gibt es kein Rind-, sondern Hühnerfleisch. Anschließend treffen wir uns zu einem internen Gruppenmeeting mit Aibora. Mein Votum an die Gruppe lautet: „Das größte Kompliment an einen Reiseleiter und an seine Gruppe ist es, wenn man zum Reiseleiter sagt: Eigentlich hätten wir dich gar nicht gebraucht.“ „Ja, ich hatte nie das Gefühl etwas leiten oder autoritär eingreifen zu müssen.“ Aibora kredenzt Rotwein und Wodka und instruiert uns über die Aufsteh- und Frühstückszeiten für den nächsten Tag. Ein sternenklaarer Himmel verabschiedet den Tag.

Donnerstag, 18. August 2005

Ich stehe um halb sechs auf und versuche Barbaras Gernummer fünfundzwanzig zu finden, weil ich ihr versprochen habe, sie um sechs Uhr zu wecken. Sie wohnt in der hintersten Ecke. Eine Stunde später gibt es ein reichhaltiges Frühstücksbüffet – erstmals mit Schwarzbrot – und plötzlich taucht doch noch Tonga mit ihrem Mann auf. Nachts um zwei Uhr ist sie aus Ulan-Bator angekommen und hat Günter den ersehnten mongolischen Bogen samt Pfeilen mitgebracht. Ungern verlassen wir dieses abgeschiedene, malerische Fleckchen Erde und das gut gefüllte Camp mit seiner resoluten Chefin.

Nach dem Abschiedsgruppenfoto sitzen alle etwas traurig im Bus und es will keine rechte Stimmung aufkommen. Bald ist die Asphaltstraße nach Ulan-Bator erreicht und die ersten hundert von dreihundert Kilometern sind schnell geschafft. Danach bleibt zwar der Asphalt erhalten, aber mit tiefen Schlaglöchern durchsetzt. Die Passagiere der letzten Reihe begleiten jede heftige Rumpelerei mit einem ebenso heftigen „Aaaah!“ In dem trostlosen Dorf mit der

abenteuerlichsten aller Toiletten, die wir schon auf der Hinfahrt kennen lernten, versucht Mungo, wieder einmal vergeblich, zu tanken. Ich betrachte mir währenddessen die total abgefahrenen, brüchigen Reifen eines Lastwagens, der ein Ger ins Winterlager bringt. Bei einem der Reifen ist der Mantel schon geborsten.

Um die Mittagszeit wird Aibora sehr lebendig als uns drei neue Asia- bzw. KIA-Busse unseres Tsolomon-Reiseveranstalters entgegenkommen. Natürlich halten wir an. Fahrer und Reiseleiterinnen palavern miteinander. Aibora beschließt, zum Unwillen der Gruppe, dass hier auf dem freien Feld das Picknickessen zusammen mit den anderen dreißig deutschen und österreichischen Touristen zu veranstalten sei. Weder von dem flachen Gelände - wo soll man hier die Pferde besuchen? - , noch von der gemeinsamen Picknickaktion sind wir begeistert. Die andere Gruppe, unterwegs mit dem Reiseveranstalter „Lernidee“, scheint unsere Meinung zu teilen und hält einen Abstand von zweihundert Metern zu uns. Trotzdem kommt es zu deutsch-deutsch-österreichischen Begegnungen. Die Lernideeleute kamen mit einem eigenen Zug aus Moskau. Sie bleiben nur eine Woche in der Mongolei und besuchen auch noch die weit entfernte Wüste Gobi.

Weiter angeschürt wird der Gruppenunmut als wir zügig weiterfahren wollen und Günter verkündet: „Ich muss noch einen Pfeil finden.“ Troubadix konnte es sich nicht verkneifen seinen neuen Bogen auszuprobieren. Einige Freiwillige helfen beim Suchen, aber der Schütze schickt sie in die falsche Richtung. Gerlinde entdeckt das Objekt und wir fahren los. Aber alle guten (?) Dinge sind drei! Plötzlich wollen einige am heutigen Abschiedsessen nicht teilnehmen, obwohl gestern Abend alle dafür waren und obwohl Aibora schon zu einem festen Preis gebucht hat. Immerhin lassen sich die Abweichler umstimmen und von Regine besänftigen. Es wäre ja auch gelacht, wenn wir uns durch so eine Kleinigkeit die so fröhliche und trotz aller Schrulligkeiten und Unterschiedlichkeiten harmonische Gruppenatmosphäre hätten vergiften lassen.

Überraschend zeitig empfängt uns die andere Welt von Ulan-Bator mit ihrem dichten Straßenverkehr, den armseligen Hütten in den Randgebieten, den Plattenbauten aus der Sowjetzeit und den vielen Fußgängern, die versuchen sich gegen die teilweise rücksichtslosen Autofahrer zu behaupten. Um halb vier sind wir beim Hotel, laden die Koffer aus und der Großteil der Gruppe fährt gleich weiter zu einem Kaschmir-Laden, um die restlichen Tugrik, Euro oder Dollar auszugeben. Ich frage die überfreundliche Rezeptionsdame nach dem, in einem Nebenzimmer abgestellten Koffer, den wir während der Rundreise nicht benötigten. Beim Versuch die Tür zu öffnen bricht sie den Schlüssel ab. Es dauert, bis ein Handwerker geholt und die Tür geöffnet ist.

Regine kommt mit den Kaschmirschätzen zurück und ich fahre zusammen mit Margot im Taxi zum Lama-Klostermuseum, um dort eine Folkloreveranstaltung

zu besuchen. Der Straßenverkehr ist so chaotisch und dicht, dass wir zu Fuß bald schneller gewesen wären. In der Eintrittskarte enthalten ist die Besichtigung des Klosterstempels, die wir uns nicht entgehen lassen. Besonders beeindruckt uns die buddhistischen Tanzmasken der überwiegend wildschrecklichen Gottheiten, die hier dargestellt werden. Überhaupt scheint es in diesem Tempel in erster Linie um die Demonstration der höllischen Qualen zu gehen.

Im Gegensatz dazu steht das Programm des „Imperial Ensemble of National Song and Dance“, das von jungen Künstlerinnen und Künstlern in farbenprächtigen Gewändern mit einem sehr ästhetischen Tempeltanz eröffnet wird. Begleitet werden die jungen Leute von einem traditionellen mongolischen Orchester mit vier Pferdekopfgeigen, Flöte, Hackbrett und dem zitherähnlichen Instrument (das aber ganz anders klingt), das wir schon in Karakorum kennen lernten. Die zweiseitige Pferdekopfgeige, die mit den Knien gehalten wird, wird nur von Männern gespielt. Der etwa zwölfjährige Obertonsänger wird von den Musikern unterstützt. Man sieht dem Jungen an, wie stark diese Gesangstechnik anstrengt. Vor allem Kehlkopf, Stimmbänder und Zwerchfell werden extrem beansprucht, weshalb die Obertonsänger eine niedrigere Lebenserwartung haben, da sie anfällig sind für bestimmte Krankheiten. Gleichzeitig zu dem tiefen Grundton kann der Sänger eine höhere Melodie singen. Das gibt es nur hier in der Mongolei, in Tibet und bei den Tuwa im Altaj. Dass die Obertonsänger bei der Bevölkerung höchstens Ansehen genießen wird später deutlich, als ein junger Mann, der Star des Abends, auftritt. Die einheimischen Zuhörer applaudieren bereits als er auf die Bühne kommt. Hauptkontingent der Zuschauer ist allerdings eine italienische Touristengruppe. Die sind natürlich begeistert, als ihnen von dem jüngeren Sänger „Santa Lucia“ und „O Sole Mio“ im Obertongesang dargeboten werden.

Die unverzichtbare Schlangenmensch-Nummer wird von einem höchstens acht Jahre alten Mädchen präsentiert. Die Darbietung einer traditionellen Tänzerin und eines klassischen Ballettpaares leidet darunter, dass deren Begleitmusik schrecklich verzerrt und krächzend aus der Konserve kommt. Nach dem Langtonlied einer älteren Sängerin folgt der Abschluss und gleichzeitig der Höhepunkt der Veranstaltung, ein schaurig-schöner Maskentanz, der dann doch wieder an die anfangs geschilderten grausamen Gottheiten erinnert. Im Stehschritt eilen Margot und ich zum Suchbataar-Platz. Dort treffen wir uns mit den anderen zum Abschiedessen. Aibora hat auch ihre achtjährige Tochter mitgebracht, die ein wenig Russisch spricht. Später kommen ihr Mann dazu, sowie Tunga und Ehemann. Wir laben uns an dem köstlich Büffet, das uns von einer mongolischen Köchin präsentiert wird. Sie hat ein halbes Jahr in Deutschland Kochen gelernt. Dann stoßen wir an auf eine rundum gelungene Reise und Regine überreicht Aibora den mongolischen Mutterorden und Mungo (eigentlich schreibt er sich ja Möngöö) den Fahrerorden.

Plötzlich klingelt Mungos Telefon. Einer der Busse, die uns heute begegneten, ist kaputtgegangen und Mungo muss gleich los, um helfend einzuspringen. Nach seiner Familie wird nicht gefragt. Irgendjemand erzählt, dass über Zypern ein Airbus abgestürzt ist, weil die Klimaanlage ausfiel, ein Passagier habe noch eine SMS absetzen können. Diese Aussage wird später in der Zeitung widerrufen. Aber der Absturz an sich ist eine Tatsache. Die grausame Wirklichkeit unserer Welt holt uns ein. Margot tappt auf dem Heimweg in ein Gully-Loch ohne Deckel und zieht sich eine sehr schmerzhafte, tiefe Risswunde am Schienbein zu.

Freitag, 19. August 2005

Der letzte halbe Tag in der mongolischen Hauptstadt beginnt mit einem gemütlichen Hotelfrühstück am runden Tisch und sehr viel Sonne. Die verbliebenen Tugrik werden in Souvenirs angelegt. Margot kauft sich endlich die Pferdekopfgeige mit der sie schon so lange liebäugelte und macht, was die Sperrigkeit des Gepäcks angeht, dem Bogen von Günter Konkurrenz. Horst kehrt mit einem schön geschnitzten grauen Stein zurück. Beim Provianteinkauf meint Regine zu mir: „Schau mal, Grafschafter Zuckerrübensirup.“ Eine Kundin neben uns, offensichtlich auch aus Deutschland, kontert: „Ja, sie bekommen hier viele deutsche Lebensmittel.“ Ich erwidere: „Wurst habe ich nicht gefunden.“ „Nein, deutsche Wurstwaren finden sie hier nicht“, sagt die Deutsche, „aber wenn Sie wollen, nehme ich Sie mit“, und deutet auf ihren mongolischen Begleiter. „Wir fahren zum Metro-Supermarkt, ganz in der Nähe. Dort gibt es eine Metzgerei aus Deutschland.“ Regine geht zurück ins Hotel, ich fahre mit der Frau, die hier seit zwei Jahren mit ihrem Mann bei der GTZ arbeitet und davor sechs Jahre in Äthiopien war, zur Metzgerei. Sie wird tatsächlich von einem Deutschen betrieben. Die Verkäuferin und auch die Kassiererin sprechen ein wenig Deutsch und sind traurig, dass ich nur eine Bierschinkenwurst kaufe.

Der Abholbus zum Bahnhof kommt nicht, wie zugesagt um zwölf Uhr, sondern wie Aiboras Mann, der heute seine Frau vertritt, zwischen halb eins und eins. Der Zug startet um zehn vor zwei. Die Warterei nervt und wir chartern auf eigene Faust einen Ersatzbus. Als wir gerade dabei sind die Koffer einzuladen, kommt der bestellte Bus. Also laden wir um, fahren schnell zum Bahnhof und stürzen uns in das dort übliche Menschengewühl. Die Gepäckträger schwitzen und verstauen die wuchtigen Gepäckteile gleich in den Abteilen. Aibora taucht kurz auf und verabschiedet sich kurz und schmerzlos. Zwei Minuten zu früh setzt sich der Ulan-Bator-Moskau-Express in Bewegung. Mit und im Wagon reist eine andere deutsche Gruppe, die in Peking war. Klaus unterhält sich angeregt mit deren Leiter und lobt die Firma „Küstenmacher-Reisen.“ Im Zug ist es heiß und ausgerechnet in unserem Abteil lässt sich das Fenster nicht

öffnen. Wir reklamieren bei der Schaffnerin, die es auch nicht aufmachen kann und uns mit dem Hinweis auf den „Meister“ vertröstet. Nach zwei Stunden kommt sie selbst mit einem großen Schraubenzieher und löst das Problem. Noch einmal verwöhnt uns die mongolische Landschaft mit ihren Reizen. Ein Gebirgsfluss schlängelt sich durch saftiges Grün, am Ufer wachsen üppige Weidenbüsche, Birken und andere Laubbäume, im Wasser stehen Pferde und mit den badenden Kindern würde ich jetzt gerne tauschen.

Im Zug selbst sind zahllose Händler unterwegs, die in China gekaufte Ware, Kleidung, Taschen und Decken weiterverkaufen. Die deutschen Touristen scheinen keine potenten Kunden für die Adidas-usw.-Fälschungen zu sein. Angesprochen wird nur einheimisches und russisches Publikum und offensichtlich machen die Händler gute Umsätze, denn sie schleppen unablässig neue Ware an. Anscheinend arbeiten sie mit den Schaffnerinnen zusammen. An der Grenze werden sie aussteigen, zurückfahren und einen neuen Versuch starten. Zum ersten und wohl zum letzten Mal erblicke ich in der Mongolei einen, sehr abseits gelegenen, schlichten Friedhof, einen Mann, der einen Wagen voll Heu nach Hause fährt und ein riesengroßes Kartoffelfeld.

Im Zug entwickelt sich das übliche Leben und Treiben. Horst bedenkt die Händlerinnen mit seinen deutsch-humorigen Kommentaren. Melitta grantelt hinter einem Verkäufer mit Kofferkarren her und versetzt dem Gefährt einen Fußtritt, weil es sie berührte. Günter schläft. Die Schaffnerin bringt das eingeschweißte Bettzeug und ein unerwartetes, ebenfalls eingeschweißtes Lunchpaket. In den Abteilen findet die Brotzeit statt. Der Selenga-Fluss wird immer breiter. Die Sonne brennt auch um halb neun noch kräftig, das Rollo ist fast ganz geschlossen. Josef probiert die deutsche Leberwurst im Glas, die es im Kaufhaus gab, ich teste den Bierschinken vom deutschen Metzger. Günter, wieder erwacht, kauft mir beim kurzen ersten Halt in Suun-Chaara ein warmes Bier fürs Abendessen. Wir unterhalten uns über die Ghettos in Deutschland und USA, über meine einstige Arbeit im Gefängnis, über die derzeitige politische und wirtschaftliche Situation in der Ukraine, der Türkei und anderswo. Auch beim zweiten Haltepunkt in Dachran kauft sich Horst ein Eis. Immer wieder suchen wir den zugigen Platz im Gang am offenen Fenster auf. Langsam versinkt die Sonnenkugel hinter den sanften Umrissen einer Bergkette. Die Sonnenstrahlen verwandeln die schäbigen Häuschen einer armseligen Siedlung in eine verträumte Dorfidylle.

Zum Abendessen gibt es das warme mongolische Bier. Die Grenzprozedur zieht sich von dreiundzwanzig Uhr bis drei Uhr früh hin. Die mongolische Grenzpolizistin ist zwar sehr hübsch und trägt eine nigelnagelneue, elegante, dunkle Uniform, aber sie ist ganz schön frech: „Stand up! Come out!“, kommandiert sie jeden zu sich. Dann beginnt der mongolisch-russische Formulkrieg. Die am Zug entlang patrouillierenden Soldaten freuen sich über

die Reste unserer Lunchpakete. Einer der russischen Zöllner entdeckt Günters mongolischen Bogen samt Pfeilen. Ich werde als Dolmetscher zu Hilfe geholt und bringe in Erfahrung, dass der Bogen als Waffe gilt und eingezogen werden soll. Zwei weitere Uniformierte kommen dazu und fragen nach der Sehne. Die sei im Koffer, erklärt Günter. Schließlich scheint sich das Problem zu lösen, als der Chef der Patrouille vorbeikommt, lässig abwinkt und meine Erklärung, dass es sich nur um ein Souvenir handelt, akzeptiert. Eine halbe Stunde später kommt aber noch einmal ein Grenzer und rollt die Sache von vorn auf. Er will den weiteren Verlauf unserer Reise wissen und sagt, dass der Bogen zu gefährlich sei. Wir einigen uns auf einen Kompromiss. Ich erkläre, dass ich in Irkutsk die Waffe einem russischen Freund übergeben werde, und, dass der sie nach Deutschland schicken wird. Der Mann ist zufrieden und meint noch, dass uns der Bogen spätestens auf dem Flughafen Domodedowo abgenommen werden wird.

Samstag, 20. August 2005

Knapp drei Stunden nach der Grenzkontrolle stehe ich auf. In der Morgendämmerung schaue ich aus dem Gangfenster und erblicke einen riesigen See, am dessen Ende eine gigantische Fabrik, mit qualmendem Schlot, in einer breiten Bucht. Von der Optik her kann das nur der Baikalsee sein, von der Zeit her nicht. Ein deutscher Mitpassagier fragt mich: „Ist das der Baikalsee?“ „Ja“, sage ich, „Dann kommen wir bald in Irkutsk an.“ Ich vergewissere mich bei der Schaffnerin und die meint: „Ja, die Ankunft in Irkutsk ist um neun Uhr zweiundzwanzig.“ „Also kommen wir fünf Stunden früher an!?“ Beim Frühstück verbreite ich diese Ente. In der Ferne taucht eine Stadt auf, die immer größer wird. Irkutsk? Nein! Ulan-Ude! Der vermeintliche Baikalsee war ein anderes großes sibirisches Gewässer. Und die Ankunftszeit neun Uhr zweiundzwanzig ist natürlich, wie überall in Russland, Moskauer Zeit. Es bleibt also bei der Ankunft am frühen Nachmittag und wir werden die Baikalsicht noch genießen können.

Die Unterschiede zwischen Mongolei und Sibirien sind augenscheinlich. Dort die baumlosen Weideflächen, die tristen Grasnarben rund um windschiefe Häuschen, sanfte Hügelketten, weit verstreute Herden, ein einsamer Reiter, zwei, drei Gers, endlos breite Hochtäler, Felsformationen, ein flacher Flusslauf. Dort dicht bewaldete Berge, abgeerntete Getreidefelder auf einer von Birken umgrenzten Lichtung, Hirten, die ihre Kuhherden auf die saftigen Wiesen treiben, Grummethaufen, Holzhäuser inmitten üppiger Gemüsegärten, die Fenster eingesäumt von bunt gestrichenen oder liebevoll geschlitzten Rahmen. Sofort ist die Erinnerung an die schönen Tage am Baikal wieder da. Und Josef meint: „Ja, hier könnte ich es drei Wochen lang aushalten. Die Mongolei find ich schön zum Anschauen, aber nicht zum Dasein.“

Die Schaffnerin sammelt die Bettwäsche ein. Günter präsentiert den, jetzt in Plastik verpackten, Bogen. Margot stöhnt über die schreckliche Nacht. Gerlinde dagegen meint: „Ich hab richtig gut geschlafen.“ Regine unterhält sich schon wieder mit Josef übers Essen, der sich auf den Schweinebraten und das dunkle Bier daheim freut. Dann diskutieren wir die Unterschiede der vollendeten und unvollendeten Form bei den russischen Verben. Am offenen Gangfenster komme ich mit einer australischen Touristin ins Gespräch. Sie war gerade in Peking und will noch weiter bis Amsterdam. Ich erzähle ihr von unserer sibirischen Schwiegertochter und sie gerät ins Schwärmen: „What a wonderful lovestory.“ Als wir uns verabschieden, ruft sie mir zu: „Now I have to go to my friends, to tell them the good news.“

Das nächste Gangfenstergespräch führe ich mit dem freiberuflichen zwei Meter großen Reiseleiter aus Konstanz. Er war mit seinen einundzwanzig Leuten drei Tage lang in Peking, dann zwei Tage in Ulan-Bator. Nach einem zweitägigen Stopp in Irkutsk endet seine Reise in Moskau. Bei einer Wiederholung der Tour will er den Mongoleiaufenthalt verlängern und lässt sich in unserem Abteil beraten.

Zwei Stunden begleitet uns die abwechslungsreiche Szenerie des Baikalsees. Knapp zweihundert Kilometer lang verläuft die Bahntrasse fast unmittelbar am Seeufer entlang. Farbige Impressionen prägen sich ein: Die wechselnd schillernden grünblauen Tönungen des bewegten Wassers. Ein Mann, der breitbeinig neben seinem grauen Zelt liegt und neben dem in einem Topf über dem Feuer auf dem Dreibein wohl eine köstliche Fischsuppe brodelt. Das dunkle braun bis grau verwitterte Holzhaus, vor dessen Veranda ein runder, reich gedeckter Tisch zum Mittagessen einlädt oder die Sonnenblumenparade vor dem blühenden Kartoffelfeld. Und die drei jungen Männer, die mit der Sense eine fette Wiese mähen.

Der Zug hat bereits eine Stunde Verspätung, als er in Kultuk seinen letzten Halt einlegt. Der Reiseleiter aus Konstanz sagt, dass er dort kurz aussteigen werde, weil der Zug zehn Minuten hält und er unbedingt den Marmorbahnhof fotografieren wolle. Auch die Händler stürzen aus dem Zug, um auf dem Bahnhof ihre Waren anzubieten. Umgekehrt steigen etliche Passagiere aus, um schnell einen frisch geräucherten Omul zu erwerben. Aber schon nach drei Minuten setzt sich die lange Waggonreihe ganz gemächlich in Bewegung. Der zwei Meter Mann nimmt es zuerst nicht ganz ernst. Als er sieht, dass die Leute auf den fahrenden Zug aufspringen, schafft auch er noch buchstäblich in letzter Sekunde den gewagten Sprung. Dann hält der Zug noch einmal ruckartig an, fährt aber gleich wieder los. Wo ist Horst? Nach fünf Minuten bangen Wartens kommt er aus einem der vorderen Waggons an. Einen Schuh hat er bei seinem Springmanöver verloren. Wenig später trägt ein freundlicher Finder das

Verlustobjekt nach. Horst erzählt noch: „Als ich im Zug war, hat eine der Händlerinnen die Notbremse gezogen, weil ihre Kolleginnen noch draußen waren. Und auf mich hat sie gezeigt, sie wollte mich in die Sache mit reinziehen, aber ich habe gesagt: No, nicht mit mir.“

Der Zug schlängelt sich auf kurviger Strecke hinauf in die dicht bewaldete Bergwelt. Der Baikalsee verabschiedet sich. Immer häufiger tauchen Datschensiedlungen von überwiegend Irkutsker Bürgern auf. Ab und zu erhebt sich zwischen den sibirischen Lärchen, Birken, Kiefern und Fichten auch eine sibirische Zeder. Aus dem Nebenabteil erklingen Troubadixgesänge. Horst fotografiert und nach wie vor quatscht er alle Händlerinnen in Deutsch an. Die jungen Mädchen und Frauen lächeln hilflos zurück. Mit einer Stunde Verspätung erreicht der Zug Irkutsk. Leider fehlt der Abholbus, der uns in die Kultuškaja 9B, zu unserem „Hotel“, bringen soll, einem ehemaligen Militärwohnheim. Dafür ist Yuri, der Schwiegervater unseres Sohnes gekommen. Er hilft uns einen Minibus und zwei Taxen zu organisieren.

Bei unserem Quartier warten die nächsten Überraschungen. Die Frau an der Rezeption weiß angeblich nichts von der Sibiriengruppe und in der Kantine nebenan ist für unsere Mannschaft kein Abendessen bestellt worden. Als ich dort bin, trifft der Bus mit der Ingolstädter Sibiriengruppe aus Olchon ein und Doktor Walter, einer der beiden rührigen Reiseleiter, kümmert sich darum, dass wir etwas zu essen bekommen. Dann nimmt er Melitta, die sich ein wenig ausgeruht hat am Arm und geht auch mit ihr zum Essen. Horst, Hildegard, Christel, Sepp und Barbara haben sich gleich aufgemacht in die Stadt, zu letzten Einkäufen. Einer der Sibirienfahrer verstaucht sich beim Aussteigen aus dem Bus den Fuß und Doc Reinhold kann außer der Feststellung, dass nichts gebrochen ist, nicht viel helfen. Weil einige der Sibirienleute mit ihrer Unterbringung völlig unzufrieden sind und auf Änderung bestehen, räumen sechs von uns ihre Zimmer und rutschen zusammen.

Am Abend sitzt doch noch ein Großteil der beiden Gruppen recht fröhlich beisammen und tauscht bei Wodka, Bier und Wasser die Reiseerlebnisse aus. Auch die Sibirienfahrer hatten bestes Wetter, beklagen sich aber teilweise über die unzulängliche Unterbringung und den schlechten Zustand der Toiletten in Omsk und bei Nikita auf Olchon. Charly Kornprobst, der zweite Reiseleiter meint dazu gelassen: „Des is hoid der Kulturschock. Do muaß ma durch.“ Wenig später greift er zur Gitarre, die ein ziemlich betrunkenener Hotelgast mitgebracht hat. Seine eigene Gitarre verschenkte Charly beim Abschied an die Kinder von Olchon. So kommt doch noch Stimmung auf. Zwei Frauen aus der anderen Gruppe können es einfach nicht glauben, dass niemand aus unserer Küstenmacherfamilie aus Russland stammt. Wie kommen die nur darauf? „Oba da Bruada Tiki der kummt doch vo Russland oder?! Wo kummt sonst der Nama Tiki her!?“ Wegen des hohen Geräuschpegels in dem kleinen Cafe ist die

Aufklärung dieser Angelegenheit nicht ganz einfach. Es folgt eine kurze Nacht mit einem kleinen Schnarchkonzert in dem Zimmer das wir, Regine und ich, uns mit Charly und Oskar teilen.

Sonntag, 21. August 2005

Eine halbe Stunde vor uns, um halb sechs, frühstückt die Oskar-Charly-Gruppe. Die Frau an der Theke hat alle Hände voll zu tun. Zwei Minibusse bringen uns geschwind zum nahe gelegenen Flughafen. Dort erleben wir, die hoffentlich letzte, böse Überraschung, der sonst so beeindruckenden Reise. Beim Ausladen des Gepäcks, das hauptsächlich in einem der beiden kleinen Busse untergebracht war, werden zwei Koffer blitzschnell gestohlen. Es handelt sich um meinen grauen Hartschalenkoffer und den großen schwarzen Koffer von Sepp. Obwohl wir sahen, dass die Koffer eingeladen wurden, fahren wir sicherheitshalber nochmals zum Hotel, aber dort sind sie natürlich nicht. Wir melden den Diebstahl in einem Büro auf dem Flughafen und sollen auf die Polizei warten. Aber das dauert uns zu lange. Am Ende wäre auch noch der Flieger weg.

Das Einchecken zieht sich entsetzlich lange hin. Nur zentimeterweise quält sich die lange Warteschlange durch einen engen Korridor. Immerhin, das Gepäck wird mit zwei Aufklebern versehen und es wird uns mehrfach versichert, dass wir es in Moskau nicht erneut vom Band holen und wieder aufgeben müssen. Das würde natürlich wertvolle Zeit sparen. Der Airbus ist fast voll besetzt und steigt mit einer Stunde Verspätung in den blauen sibirischen Himmel auf. Mit nur fünfzehn Minuten Verspätung soll er in Moskau ankommen. Regine fällt in tiefen Schlaf. Ich versuche meine Tagebuchskizzen zu vollenden. Tatsächlich landen wir in Moskau zur angegebenen Zeit und erstmals wird das Gepäck durchgecheckt. Außerdem wird angesagt, dass die Passagiere, die nach Deutschland wollen, von einer Stewardess empfangen und zum richtigen Schalter geleitet werden. Und so ist es auch. Der Sicherheitscheck ist äußerst gründlich: Schuhe ausziehen, Gürtel ablegen. Die Beamtin inspiziert meine Baikalseine, die mongolische Schnupftabakdose und meine elektrische Zahnbürste. Melitta bekommt einen Platz in der Business Class in dem kleinen grünen und nur zur zwei Drittel besetzten Airbus. Horst gibt mir einen Artikel aus der "Zeit" über eine der amerikanischen Megakirchen zu lesen.

Mein Fazit zu der Mongoleireise steht, auch unmittelbar nach dem Kofferklau, fest: Ich habe siebzehn erfüllte und prall gefüllte Tage erlebt, mit faszinierend eindrücklichen Bildern einer fremden Welt und voller bewegender Begegnungen mit freundlichen, liebenswerten Menschen. Noch eine Stunde und wir werden in München landen. Ich lehne mich zurück und schließe die Augen. Gedanken der Dankbarkeit fließen zu Gott: Für das Geschenk dieser Reise, für den unermesslichen Reichtum seiner Schöpfung.

Verwoben in diese Gedanken ist auch die Dankbarkeit an Regine, die die Freude und die Erinnerungen mit mir teilt, Dankbarkeit für Yuri und Vera und andere gute Menschen in Sibirien, Dankbarkeit für Aibora und Mungo, Tonga, die zahllosen, freundlichen Helferinnen in den Camps und die vielen Männer und Frauen in der Mongolei, die mir entgegenkamen. Danken können ist ein Glück.

